

Ruth Hennin

Das Werk



Lichtbild: Ruth Hallensleben

Wieder in der Heimat.

Aus der Großen Schlacht um Frankreich heimkehrende Infanterie beim Überschreiten einer Rheinbrücke.

Monatschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XX. Jahrg.

Düsseldorf



Juli/August 1940

Heft 2/8

Das Werk

XX. Jahrg.

Düsseldorf, Juli/August 1940

Heft 7/8

**GROSSE AUFGABEN
SIND STETS NUR VON
STARKEN FÜHRUN-
GEN GELEISTET WORDEN.
ALLEIN DIE STÄRKSTE
FÜHRUNG MUSS VERSA-
GEN WENN HINTER IHR
NICHT EIN GLAUBIGES IN
SICH GEFESTIGTES WAHR-
HAFT STARKES VOLK STEHT**

ADOLF HITLER-AM 1. IX. 1935.

HK-V.

Vom Mut und von der Tapferkeit im Kriege.

I.

Der Krieg ist das Gebiet der Gefahr; es ist also Mut vor allen Dingen die erste Eigenschaft des Kriegers.

Der Mut ist doppelter Art: einmal Mut gegen die persönliche Gefahr, und dann Mut gegen die Verantwortlichkeit, sei es vor dem Richterstuhl irgendeiner äußeren Macht oder der inneren, nämlich des Gewissens.

Der Mut gegen die persönliche Gefahr ist wieder doppelter Art: Erstens kann er Gleichgültigkeit gegen die Gefahr sein, zweitens kann der Mut aus positiven Motiven hervorgehen, wie Ehrgeiz, Vaterlandsliebe, Begeisterung jeder Art. Beide vereinigt geben die vollkommenste Art des Mutes.

Der Krieg ist das Gebiet körperlicher Anstrengungen und Leiden; um dadurch nicht zugrunde gerichtet zu werden, bedarf es einer gewissen Kraft des Körpers und der Seele, die, angeboren oder eingeübt, gleichgültig dagegen macht.

Gehen wir in den Forderungen weiter, die der Krieg an seine Genossen macht, so treffen wir auf vorherrschende Verstandeskkräfte. Der Krieg ist das Gebiet der Ungewißheit; drei Viertel derjenigen Dinge, auf welche das Handeln im Kriege gebaut wird, liegen im Nebel einer mehr oder weniger großen Ungewißheit. Hier also zuerst wird ein feiner, durchdringender Verstand in Anspruch genommen, um mit dem Takte seines Urteils die Wahrheit herauszufühlen.

Es mag ein gewöhnlicher Verstand diese Wahrheit einmal durch Zufall treffen, ein ungewöhnlicher Mut mag das Verfehlen ein andermal ausgleichen, aber die Mehrheit der Fälle, der Durchschnittserfolg, wird den fehlenden Verstand immer an den Tag bringen.

Der Krieg ist das Gebiet des Zufalls. In keiner menschlichen Tätigkeit muß diesem Fremdling ein solcher Spielraum gelassen werden, weil keine so nach allen Seiten hin in beständigem Kontakt mit ihm ist. Er vermehrt die Ungewißheit aller Umstände und stört den Gang der Ereignisse.

Jene Unsicherheit aller Nachrichten und Voraussetzungen, diese beständigen Einmischungen des Zufalls machen, daß der Handelnde im Kriege die Dinge unaufhörlich anders findet, als er sie erwartet hatte, und es kann nicht fehlen, daß dies auf seinen Plan oder wenigstens auf die diesem Plane zugehörigen Vorstellungen Einfluß hat. Ist dieser Einfluß auch so groß, die gefaßten Vorsätze entschieden aufzuheben, so müssen doch in der Regel neue an ihre Stelle treten, für welche es dann oft in dem Augenblicke an Daten fehlt, weil im Laufe des Handelns die Umstände den Entschluß meistens drängen und keine Zeit lassen, sich von neuem umzusehen, oft nicht einmal so viel, um reifliche Überlegungen anzustellen. Aber es ist viel gewöhnlicher, daß die Berichtigung unserer Vorstellungen und die Kenntnis eingetretener Zufälle nicht hinreicht, unsern Vorsatz ganz umzusetzen, sondern nur ihn wankend zu machen. Die Kenntnis der Umstände hat sich in uns vermehrt, aber die Ungewißheit ist dadurch nicht verringert, sondern gesteigert. Die Ursache hiervon ist, daß man diese Erfahrungen nicht alle mit einemmal macht, sondern nach und nach, weil unsere Entschlüsse nicht aufhören, davon bestürzt zu werden, und der Geist, wenn wir so sagen dürfen, immer unter den Waffen sein muß.

Die Entschlossenheit, welche einen zweifelhaften Zustand besiegt, kann nur durch Verstand hervorgerufen werden, und zwar durch eine ganz eigentümliche Richtung desselben. Wir behaupten, daß das bloße Beisammensein höherer Einsichten und nötiger Gefühle immer noch nicht die Entschlossenheit macht. Es gibt Leute, die den schönsten Blick des Geistes für die schwierigste Aufgabe besitzen, denen es auch nicht an Mut

fehlt, vieles auf sich zu nehmen, und die in schwierigen Fällen doch nicht zum Entschluß kommen können. Ihr Mut und ihre Einsicht stehen jedes einzeln, bieten sich nicht die Hand und bringen darum nicht die Entschlossenheit als ein Drittes hervor. Diese entsteht erst durch den Akt des Verstandes, der die Notwendigkeit des Wagens zum Bewußtsein bringt und durch sie den Willen bestimmt.

Diese ganze eigentümliche Richtung des Verstandes, die jede andere Scheu im Menschen niederkämpft mit der Scheu vor dem Schwanken und Zaudern, ist es, welche in kräftigen Gemütern die Entschlossenheit ausbildet; darum können Menschen mit wenig Verstand in unserem Sinne nicht entschlossen sein. Sie können in schwierigen Fällen ohne Zaudern handeln, aber dann tun sie es ohne Überlegung, und es können freilich den, welcher unüberlegt handelt, keine Zweifel mit sich selbst entzweien. Ein solches Handeln kann auch hin und wieder das Rechte treffen, aber wir sagen: es ist der Durchschnittserfolg, welcher auf das Dasein des kriegerischen Genius deutet.

2.

Die Kühnheit ist vom Trostknecht bis zum Feldherrn hinauf die edelste Tugend, der rechte Stahl, der der Waffe ihre Schärfe und ihren Glanz gibt.

Der Geist der Kühnheit kann in einem Heere zu Hause sein, entweder weil er es im Volke ist oder weil er sich in einem glücklichen Kriege unter kühnen Führern erzeugt hat.

Je höher wir unter den Führern hinaufsteigen, desto notwendiger wird es, daß der Kühnheit ein überlegender Geist zur Seite trete, daß sie nicht zwecklos, nicht ein blinder Stoß der Leidenschaft sei. Denn immer weniger betrifft es die eigene Aufopferung, immer mehr knüpft sich die Erhaltung anderer und die Wohlfahrt eines großen Ganzen daran. Was also bei dem großen Haufen die zur zweiten Natur gewordene Dienstordnung regelt, das muß in dem Führer die Überlegung regeln, und hier kann die Kühnheit einer einzigen Handlung schon leicht zum Fehler werden. Aber dennoch bleibt es ein schöner Fehler, der nicht angesehen werden darf wie jeder andere. Wohl dem Heere, wo sich unzeitige Kühnheit häufig zeigt! Es ist ein üppiger Auswuchs, aber der Zeuge eines kräftigen Bodens. Selbst die Tollkühnheit, das heißt die Kühnheit ohne allen Zweck, ist nicht mit Geringschätzung anzusehen. Im Grunde ist es dieselbe Kraft des Gemüts, nur ohne alles Zutun des Geistes, in einer Art von Leidenschaft ausgeübt. Nur wo die Kühnheit sich gegen den Gehorsam auflehnt, wo sie einen ausgesprochenen höheren Willen geringschätzig verläßt: da muß sie, nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen des Ungehorsams, wie ein gefährliches Übel behandelt werden; denn nichts geht im Kriege über den Gehorsam.

Der Mut ist immer das erste Element im Krieger, aber er erhält sich in den höheren Regionen großer Verantwortlichkeit nur dann, wenn ihn ein kräftiger Kopf unterstützt. Darum gelangen von so vielen braven Soldaten so wenige dazu, mutige und unternehmende Feldherren zu sein.

Solange eine Truppe voll guten Muts mit Lustigkeit und Leichtigkeit kämpft, ist für den Feldherrn selten Veranlassung da, große Willenskraft in der Verfolgung seiner Zwecke zu zeigen. Sowie aber die Umstände schwierig werden, und das kann, wo Außerordentliches geleistet werden soll, nie ausbleiben, so geht die Sache nicht mehr von selbst wie mit einer gut eingöhlten Maschine, sondern die Maschine selbst fängt an, Widerstand zu leisten, und diesen zu überwinden, dazu gehört die große Willenskraft des Führers . . .

Aus: Karl von Clausewitz
„Vom Kriege“ 1832-34.

Die Führer- persönlichkeit in der deutschen Geschichte.

Von
Prof. Dr. Willy Hoppe,
Rektor an der
Friedrich-Wilhelms-Universität
Berlin.

Der Magdeburger Reiter.

Vor dem Rathaus auf dem Alten Markt zu Magdeburg steht ein Reiterstandbild, das um 1235 errichtet wurde. Gleich dem Bamberger Reiter ist es ein Sinnbild deutschen Führertums, ein Symbol der Größe und Kraft vergangener Jahrhunderte.

Lichtbild: N. Hagold.



Ein oft angewandtes Dichterwort sagt, daß das höchste Glück der Erdenkinder nur die Persönlichkeit sei. Der es zum erstenmal aussprach, Goethe, hat wie kein anderer im Rahmen seiner Zeit dieses höchste Glück zu gewinnen versucht. Wir Heutigen meinen freilich nicht, daß seine Persönlichkeitsprägung unserer Zeit als die schlechthin vollendete genügen könne. Goethomanie ist uns fremd. Aber mit dem Weisen von Weimar sehen wir in der Persönlichkeit etwas ganz Seltenes, etwas, das nicht jeder Person und nicht jedem Menschen eigen ist: Persönlichkeit ist wertvoller Kern eines Einzelmenschen. Sie fällt nicht jedem ohne weiteres zu. Sie ist gewonnen, sie ist erworben, unter Mühen erworben. Sie ist die Frucht einer Lebensentwicklung. Niemals sieht der einzelne das Reifen dieser Frucht voraus. Er kann es nicht in irgendeiner Weise berechnen. Persönlichkeit bleibt immer, soweit sie auch geformt sein mag, ein Ideal. Sie ist immer aufs neue Forderung. Im Menschen ruhen wohl die Keime. Sie spritzen zu lassen, sie zu entwickeln, ist nicht allein in seine Hand gegeben. An ihm formt seine Umwelt, an ihm formt die längst dahingesunkene

Welt seiner Ahnen. Nie aber wird einer bei allen Anlagen reifen zu einer Persönlichkeit, wenn er nicht eins wahr macht:

Treue zu dem eigenen Gesetz.

Persönlich werden kann nur der, der Lebensmut besitzt und der sich mit allen seinen Eigenschaften hineinstellt in den Weltenlauf, sein eigenes Ich entwickelt jenseits aller Bindungen des Mechanismus der Natur, jener Bindungen, denen jedes andere Wesen außer dem Menschen unterworfen ist. Persönlich werden kann nur der, der sein Ich ganz trozig und unabhängig hütet. Eine Persönlichkeit geworden sein, das bedeutet zunächst einmal, Freiheit in sich selbst haben. Es bedeutet, Herr sein über das eigene Ich. Es bedeutet, sich durch die Außenwelt nicht abdrängen lassen von der eigenen Linie. „Jedes Leben“ — setzt Goethe jenen Vers fort — „sei zu führen, wenn man sich nicht selbst vermisst, alles könne man verlieren, wenn man bliebe, was man ist.“ Zugleich aber verwebt der wahrhaft Persönliche sein Ich in seiner ganzen Geschlossenheit und Fülle mit der Welt da draußen.

In bewußter Entscheidung muß er so seinen eigenen Weg gehen. Niemals ist es aber der Weg der Selbstsucht. Niemals führt der Weg der Persönlichkeit in die selbstgenügsamen Bezirke. Wahre Persönlichkeit ist gebunden an Gemeinschaft. Sie eröffnet sich gerade in ihrer Einzigartigkeit dem Ganzen. Ihr Träger ist frei von den Bindungen der sogenannten Konvention, und er ist doch tausendmal mehr als der sogenannte konventionelle Mensch, der Mensch der Gesellschaft, ein Glied der Gesellschaft, das heißt der Umwelt.

Liegt es da nicht als etwas Selbstverständliches nahe, daß Persönlichkeit und Weltgeschehen — das heißt Geschichte — in irgendwelchem Zusammenhang stehen? „Was sind Talente?“ Als „Spielzeug für Kinder“ hat sie der Dichter einmal bezeichnet. „Gaben, wer hätte sie nicht?“ Von der Persönlichkeit hängt alles große Geschehen ab. Nur Persönlichkeit kann den Mann der Tat tragen. Nur der Mann der Tat aber ist der Held, durch den die großen Machtkämpfe der Geschichte entschieden werden. Niemals wächst ein Mann der Tat, wächst ein Führer auf dem dünnen Felde der Lehrmeinungen, auf dem Felde des Parteigezänks, in den Niederungen der Rechthaberei. Seine Persönlichkeit formt sich in einem noch höheren Grade als die des anderen Menschen nach dem eigenen Gesetz in den Winden und Wetterern der Zeit. Führer sein, das heißt unter Wetterschlägen heraufreisen, das heißt Narben tragen. Führer sein heißt aber auch, seinen Stempel einem größeren oder kleineren Kreis aufprägen. Führer sein, das heißt, sein eigenes Gesetz der Zeit diktieren.

Eine führerlose Zeit gleicht mehr oder minder der Wüste im geschichtlichen Raum. Wir kennen ja diese Wüste. Wir sind allesamt jahrelang durch eine solche Wüste gewandert. Um so mehr heben sich die Zeiten heraus, in denen eine feste Hand die Zügel endlich packt. In rasender, in oft atemraubender Fahrt jagt dann der Wagen eines Volkes durch die Zeit dahin. Unter seinen Rädern winseln die Parteien ihren letzten Laut, und in dem Staub seiner Wegspur geht der gegnerische Schädling zugrunde. Oft scheint der Weg so schmal, daß man für den Wagen fürchtet. Der echte Führer bringt sein Volk auch durch solche Bedrängnisse hindurch, unter einer Voraussetzung: daß der Wagen des Volkes fest gefügt ist, daß die Pferde, die ihn ziehen, dem leisesten Wink gefügig sind.

Nun erhebt sich aber die Frage: Ist denn die Führerpersönlichkeit wirklich so entscheidend für den geschichtlichen Verlauf? Da raunte doch einmal eine heifere Stimme, aus der allmählich ein ganzer Chorus wurde: das einzelne Individuum bedeute nichts oder doch nicht viel in dem Verlauf der Geschichte. Geschichte sei nur Bewegung der Masse. Es war der Kollektivismus, der diese Lehre predigte, ebenso der Positivismus, und die soziologische Betrachtung ist ebenfalls nicht müde geworden, die Zahl in den Vordergrund zu stellen. Vor ihr, so hieß es, verschwinde der einzelne, wenn er auch eine noch so starke Persönlichkeit sei. Hineingefügt in das Räderwerk der Gesellschaft, war demnach der einzelne nur ein unselbständiges Teilchen, ein Stück Materie, allenfalls ein eigenes Rädchen, aber in allem abhängig von der großen Maschine.

Man band schließlich das Auf und Ab der Geschichte mit dem gleichen Bande, wie es als Gesetz über der Natur liegt. Gesetzmäßiger Ablauf geschichtlichen Lebens: was sollte in ihm noch das Wirken des einzelnen bedeuten? Mit gebundenen Händen war er einem unheimlichen Etwas ausgeliefert, einem drohenden Geschick, das ihn in jedem Augenblick zermalmen konnte.

Nun wird gerade unsere Zeit die letzte sein, die sich der Bedeutung der Masse nicht ganz bewußt ist. Wirksam, einheitlich werden die Kräfte Aller jedoch nur durch die ein-

zelne führende Persönlichkeit. Immer ist die Gefolgschaft der Rohstoff. Form gibt ihr nur der einzelne, der Führer.

Nicht tagtäglich, nicht zu allen Zeiten schreitet ein Führer über diese Erde dahin. Epochen des Segens, das sollten wir anerkennen, das sollten wir preisen, sind es, in denen das Schicksal solche Kräfte herbeiruft aus den unbekanntem Weiten. Gesegnet die Zeit, in der der Führer sogleich das Verständnis für seine Aufgabe findet. Wie mancher Führer ist daran gescheitert, daß die Zeit nicht reif war für seine Größe. Sie begriff nicht, daß der Heilbringer in ihr weilte; und mochte sie ihn auch nicht kreuzigen, verhöhnt oder verleugnet hat sie ihn doch. Da aber liegt die Bedeutung der Vielen für den geschichtlichen Verlauf. Der Führer, dem die Gefolgschaft fehlt, wird sein Werk nicht vollenden. Es gibt keinen wahrhaften Baumeister ohne den Baustoff.

In unlöslichem Zusammenhang stehen der Führer und sein Volk. Sie gelten beide nicht für sich allein. Als Kraft und als Stoff wirken sie gemeinsam in der Geschichte. Gemeinsam führen sie die Hochzeiten der Völker herauf, gemeinsam reißen sie auch die Staaten in den Staub. Denn — das bedarf kaum der Erwähnung —: Gottes Hand bedient sich der Führerpersönlichkeit nicht nur als der Schöpferin, sondern auch als der Vernichterin. Wahrhafter Führer kann aber immer nur der sein, der sich bewußt ist, daß dem Niederreißen der Aufbau zu folgen hat. Nicht mit der Hammer, mit dem man zerschlägt, darf die Macht in der Hand des Führers sein. Sie soll sich ihm auch wandeln zu dem Instrument des friedlichen Aufbaues. Aus dem Schwert, das er zunächst zu schwingen genötigt ist, wird er die Pflugschar schmieden müssen, die er, um Samen zu streuen, durch das Erdreich zieht.

Es wäre eine hohe politisch-pädagogische Aufgabe, das Werden des deutschen Volkes einmal ausführlich darzustellen in den großen Führerpersönlichkeiten, die ihm erwachsen. Denn die Geschichte spiegelt sich in diesen Führerpersönlichkeiten wider. Wie in einem Brennpunkt sammelt sich in ihnen das Licht ganzer Epochen. Für heute mag es genügen, ein paar der bedeutendsten Gestalten aus zwei Jahrtausenden herauszuheben und aus ihnen den Typus der Führerpersönlichkeit zu entwickeln und zugleich aufzuweisen, wie die deutsche Geschichte durch die großen Einzelpersonen gestaltet wurde.

Wir sind uns nach dem, was ich eben sagte, der Bedeutung der Masse durchaus gewärtig. Hier aber gilt es, die Führerpersönlichkeit einmal herauszuarbeiten. Es gilt, die Fanale wieder aufleuchten zu lassen, die einst den Weg des deutschen Volkes erhellt haben. Denn die Aufgabe des heutigen Menschen kann es nicht so sehr sein, das Dunkel der Vergangenheit aufzusuchen, nicht in dem Karitätenkram dahingeschwundener Zeiten zu wühlen. Geschichte ist meines Erachtens nur zu pflegen, soweit sie Leben ist. Dann aber soll sie auch ganz zum Leben erweckt werden, und dann soll sie völlig eingehen in das Bewußtsein der jetzigen Zeit.

Führerpersönlichkeiten haben, wie alles auf dem Erdboden, ihre besondere Zeit. Ich deutete es schon an, daß Führerpersönlichkeiten auch verkümmern können, verkümmern müssen, weil sie die ihnen gemäße Umwelt nicht finden. Erstehen werden sie vor allem dann, wenn eine Epoche müde geworden ist, wenn sie sich zum Abstieg neigt, wenn ein Volk in die Knie gebrochen ist, wenn es nach neuer Kraft lechzt wie der dürre Acker nach dem Regen. Erstehen werden Führerpersönlichkeiten aber auch, wenn eine fremde Gewalt sich über ein ruhiges Volk ergießt und es in dem Gleichmaß seines Lebens stört und es in fremde Bahnen — politischer, wirtschaftlicher oder ideeller Art — hineinreißen will. Immer sind es Notzeiten, Übergangszeiten, Schicksalswenden, in denen der rettende Führer naht.

Sogleich die erste Führergestalt, auf die unser Auge fällt, er-

wächst in einer solchen Zeit der Not, in einer Zeit des Dranges, in einer Zeit des Druckes: er, der mit deutschem Namen nur unsicher Benannte, er, dessen Namen nur römische Quellen in der Form Arminius nennen, Ermino hat er vielleicht geheißten. Als Hermann den Befreier preist ihn eine spätere Zeit. In die Lieder der Germanen ist seine Heldengestalt eingegangen. Wir kennen ihn als den großen Gegenspieler Roms. Auf der einen Seite der Weltstaat. Unbegrenzt sind seine Machtmittel, der Marschtritt seiner Legionen wuchet über die ganze Welt, wuchet über die primitiven Knüppelämme Germaniens, wuchet über die kunstvollen Straßen der Römer in den germanischen Landen.

Auf der anderen Seite Arminius. Kein Barbar im Bärenfell, wie man uns früher lehrte, bis uns die vorgeschichtliche Forschung einen Begriff von der Kulturhöhe der Germanen gab. Aber konnte ein Fürst, der an der Spitze von etwa 5000 bis 8000 Cheruskern stand, es wagen, sich an Macht mit Rom zu messen? Da aber zeigte es sich, daß er wirklich ein Führer war. Sein feuriger Geist — so sagt ein Römer — leuchtete aus seinem Blick und aus seinen Augen. Dieser Geist trieb den Mann, zu wagen, was unerhört schien: den Angriff auf das feste Gefüge Roms.

Und doch war das nur eine der großen Taten, die er seinem Volke leistete. Nicht geringer die andere, daß er einen Teil der germanischen Stämme — wenigstens vorübergehend — einigte. Er formte sich die Masse, die er als Werkzeug brauchte. Neben diesen militärischen und politischen Erfolgen steht der größere, viel zu wenig beachtete: Arminius hat durch seine Tat große Teile Germaniens in dem heiligen Glauben an das eigene Volkstum und an die heiligen Sitten der Väter gefestigt.

Nicht bei allen germanischen Stämmen freilich. Gleich den Figuren des Schachspiels wurden sie in den Tagen der Völkerwanderung auf dem Boden Europas hin und her geschoben. Da war keine Einheit und keine Zusammengehörigkeit. Soweit die Stämme den deutschen Boden verlassen haben, ist ihr Volkstum rettungslos dem Verfall preisgegeben worden. Dabei hat es ihnen nicht an Führern gefehlt. Weithin klingt der Name des Ostgoten Theoderich, des Dietrich von Bern in der deutschen Heldensage. Er mußte scheitern, als er römischen Staat und deutsches Volkstum zu verkoppeln unternahm. Es gibt nichts, was in dem Leben der Völker zarter gehütet werden muß als die wunderbare Pflanze völkischen Seins, die eigenen Lebensgesetze unterworfen ist.

Ein paar Jahrhunderte später ist ein anderer gescheitert, der Sachse Widukind. Sage und Fabeln haben sich üppig um seine Person gerant wie um die seines Gegners, des fränkischen Karl. Bis heute lebt er in den Wesergegenden neben Arminius als einer der Helden deutscher Vergangenheit fort. Schon immer sah man in ihm den Mann, der die Kräfte des sächsischen Stammes zusammenfaßte gegen fränkische Herrschaft, gegen Christentum, für die Freiheit und für den Götterglauben der Väter. Er war die Seele des Widerstandes, der schließlich in Erschöpfung endete. Aber wie viel bedeutender erscheint uns heute der Sachsenführer in dem langen Zuge unserer Geschichte, nachdem wir gegenüber den fränkischen Berichten, die als einzige von ihm erzählen, mißtrauisch geworden sind. Denn wie könnten sie dem Manne gerecht werden, der für Blut und Boden focht und einen Kampf sondergleichen gegen die Fremdherrschaft aufnahm! Wir sehen in Widukind einen Vorkämpfer völkischer Idee, den großen Freiheitshelden schlechtthin, den unsere mittelalterliche Geschichte kennt.

Widukinds Tatkraft hat nach über hundert Jahren noch nachgewirkt, als zwei sächsische Männer, Nachkommen eines neben Widukind wirkenden Adligen, die einzelnen Stämme des deutschen Volkes zusammenschweißten, als durch sie ein neues

deutsches Reich erstand. Damit hat die Geschichte der Tatkraft und Fähigkeit des sächsischen Stammes aufs neue Berechtigung widerfahren lassen.

Heinrich I. und Otto I., was stempelt sie denn zu den Führerpersönlichkeiten in unserer Volksgeschichte, die die Zeitenwende des 10. Jahrhunderts hervorbringt? Das Herrschertum Heinrichs I. weist gewiß noch manche unsicheren Züge auf. Eins aber offenbart doch die zielsichere Art: die Ostpolitik. Endlich zeigt wieder einmal ein deutscher Herrscher dem Slawen die Faust. Von dem Flußgebiet der Mulde bis nach Holstein wird der Slawe von Heinrich unterworfen. Bis in das Herz des Slawenlandes, bis nach Brandenburg, dringt der Sachse kriegerisch vor. Deutschlands Augen werden durch Heinrich und mehr noch durch seinen Sohn über die Elbe hinüber gelenkt. In Magdeburg, wo man von dem Palast auf dem hohen Elbufer über den Strom in das weite slawische Land hinübersah, verlebte Otto seine jungen Jahre. Hier schafft er später den Mittelpunkt, von dem aus Mission und Kultur in den Osten hineingetragen werden sollen. Von hier aus geht die Gründung der meisten Bistümer im slawischen Lande bis in die polnischen Gebiete vor sich. Ganz bewußt will er diese Länder nicht nur politisch, sondern auch kirchlich an Deutschland angliedern. Wie weit gesteckt sind doch die Ziele dieser Ostpolitik gewesen, und was wäre erreicht worden, wenn Otto den gewiesenen Weg weitergegangen wäre! Ein ganz anderes Gesicht hätte die deutsche Geschichte, hätte das Land jenseits der Elbe erhalten.

Es kann das Los einer Führerpersönlichkeit sein, daß sie nur die Wegbereiterin ist. In Zeiten, vor denen ein neues Morgenrot vorausleuchtet, tragen andere Persönlichkeiten die Fahnen aufs neue in den Kampf, und erst an ihre Fahnen heftet sich dann der Sieg.

Eine solche morgenfrohe Zeit hob etwa zwei Jahrhunderte später an. Sie ist durch zwei Gestalten gekennzeichnet: Kaiser Lothar und Heinrich den Löwen. Die Geschichtsschreibung wird Lothar oft nicht gerecht, und Heinrich den Löwen unterschätzte sie lange neben seinem Rivalen Friedrich Barbarossa. Und doch darf die Geschichte Lothar und Heinrich den Kranz reichen als denen, die das deutsche Volk erneut und endgültig in die Bahnen des Ostens hingewiesen haben.

Lothar hat wie kein deutscher König nach ihm den Gedanken einer Ostkolonisation gefördert. Von der Basis seines Herzogtums Sachsen aus, das er auch als König nicht aufgab, wird er politisch wiederum der östlichen und südöstlichen Gebiete Herr. Man hat von ihm gesagt, kein anderer deutscher König habe so vollständig den polnischen Tribut eingezogen. Auch Böhmen und Ungarn sind sich damals der kräftigen Hand des deutschen Lehnsherrn wieder bewußt geworden. Durch Lothar wird der Askaner in den brandenburgischen Gebieten gefestigt. Lothar im Rücken treiben die Schauenburger Grafen in der Mark rechts von der Niederelbe, in Holstein, den deutschen Damm vor. Seiner Förderung gewiß, zieht der deutsche Kaufmann in die nordischen Länder und nach dem die Ostseegebiete verbindenden Gotland. Die Enttäuschung kann gar nicht stark genug sein, daß ein solcher Mann viel zu spät zu seiner Wirkung kam — auch das kann Führertragik sein — und daß sich nach ihm kein deutscher König fand, der sich mit seiner Kraft für den Osten einsetzte. Wieviel anders, wieviel segensreicher wäre unsere Volksgeschichte dann verlaufen!

Was geschah — und es ist trotz allem sehr viel gewesen —, ging vom deutschen Fürstentum aus. Hier steht eben in erster Linie Heinrich der Löwe. Gestalt und Leistung sind bekannter als die Lothars. „Eine Figur aus einem Gusse“, herrschgewaltig. Nicht umsonst hat er sich als Wahrzeichen den Löwen gewählt, der noch heute vor seiner Burg Dankwarderode in Braunschweig steht. Kein König wie sein

Better, sein späterer Gegner Friedrich Barbarossa, und wie Lothar, und doch ein Führer. Gewiß gesichert durch eine Macht, die sich von den rheinisch-westfälischen Gegenden bis an die Oder, von der See bis zu den Gebieten des Harzes erstreckte. Gewiß also gesichert, und doch mit einer stolzen Kühnheit und Unbekümmertheit die Probleme anpackend, wie sie nur ganz wenige Gestalten der deutschen Geschichte aufzuweisen haben. Das Reich mit seinem politischen Durcheinander wird ihm gleichgültig, bewußt kehrt er sich schließlich von ihm ab. Seine Blicke gehen nach Norden, Nordosten und Osten. Was er hier in Eroberung und Kolonisation, in der Förderung des Städtewesens, zum Beispiel Lübecks, geleistet hat, gehört zu den großen nationalen Taten. Seine Leistung ist kaum national gedacht gewesen. Die eigene fürstliche Macht sollte erweitert werden. Aber auch das ist zuweilen das Los der Führer: daß ihr Werk ein Ausmaß annimmt, weit über Zeit und Plan hinaus. Heinrich der Löwe hat fallen müssen, seine Macht ist zerschlagen worden, sicher nicht zum Besten des Reiches. Aber trotz alledem: sein Werk blieb, und es weitete sich in der Folge bis nach Schlesien und bis nach Preußen hin. Die staufische Kaiserpolitik auf dem sonnigen Boden Italiens mag glänzender gewesen sein. Dauerhafter, wirkungsreicher blieb doch das, was Heinrich im ernsten Norden schuf. Wenn etwas dafür bezeichnend ist, so das: die bedeutendste Stadt des kolonialen Ostens, deren Keime Heinrich gehütet hatte, Lübeck, stieg zum Haupt der deutschen Hanse auf, als das Reich seinem Zerfall entgegenzuwanken drohte.

Unser Auge kann in Lothars und Heinrichs Zeit klarer als in den früheren Epochen auch die erkennen, die Stoff in den Händen der Führer waren: das sind jene Ungezählten, meist nicht Bekannten und Ungenannten, die in das Ostland als Ritter, Bauern, Bürger, Handwerker und Mönche zogen. Die Spuren ihrer Arbeit sind unvergänglich, ein Zeichen, daß rechte Führer rechte Helfer fanden. Ihre Spuren sind das weite, heute urbar gemachte Land. Spuren sind die stolzen Anlagen der militärischen Plätze, die Burgen mit Bergfried, Palas und Zinnenkranz. Spuren sind die Klöster und Kirchen mit all ihrem schweren Ernst des Ostens und doch mit der Leichtigkeit gotischen Maßwerks. Spuren sind die Rathäuser mit ihren stattlichen Giebeln und der Laubenstätte des Gerichts. Bis nach Polen, bis nach Rußland hinein reicht das stolze Werk deutscher Hände. Unzählige haben daran gearbeitet. Das Ziel steckten einige wenige: Führerpersönlichkeiten.

Die folgenden Jahrhunderte sind daran nicht sehr reich gewesen. Hier liegt ja auch einer der Gründe, weshalb jene Zeit so eigentümlich, so widerspruchsvoll, so zerrissen ist. Alle Kräfte reiben sich aneinander: das Fürstentum am Adel, der Adel am Städter, der wieder am Fürsten, der Fürst am Bauern, die Zünfte am Patriziat der Städte und so fort. In eine stickige Atmosphäre grollen von Böhmen her die Sätze der hussitischen Lehre von der Kirche hinein. Im Taubergrunde erklingen am Ende des 15. Jahrhunderts aus dem Munde des Sackpfeifers von Niklashausen die Weisen einer sozialen Revolution, und zu der gleichen Zeit pochen an die südöstlichen Pforten des Reiches die Janitscharen des osmanischen Heeres.

Kein Führer auf außenpolitischem Gebiete, keiner auf innenpolitischem ist damals dem deutschen Volke erstanden. Nur auf dem kirchlichen suchte einer den Bann zu brechen — Luther! Wie auch der einzelne konfessionell zu ihm stehen mag — ein Führer von seltenem Ausmaß.

Es zeigt sich schon darin, daß seine Tat hinauswächst wie die Heinrichs des Löwen über den ursprünglichen — hier also den kirchlichen — Rahmen. Denn sie erhöht das deutsche Volk „wie mit einem Schlage zur geistigen Vormacht des Abendlandes“. Der echte Führer drängt sich nicht voreilig zu seinem Werke. Ihn hemmt zunächst wohl geradezu eine Scheu, in

den Dunstkreis der Öffentlichkeit hinauszugehen, bis plötzlich Berufung und vielleicht auch Verheißung an seinem Ohre erklingen. Luther ging es zunächst um etwas Ureigenes, um das eigene Innere. Er hat schwere Kämpfe mit sich selbst ausfechten müssen, Kämpfe, die keinem Führer erspart bleiben, ehe er hinausgeht und die Arbeit aufnimmt, und auch nicht, wenn er mitten in der Arbeit steht.

Von dem innerlichsten Zentrum des eigenen Seins aus hat Luther die Reform begonnen. Sie wurde zur Revolution, die in Empörung aufschrie gegen das, was Luther verfilgenstwert erschien. Jeder große Reformator muß ein Revolutionär sein. Nicht, daß der Revolutionär Luther alles zerstören wollte, was in der Arbeit langer Jahrhunderte kirchlich aufgerichtet war. Der echte Führer weiß zu gut, daß hinter ihm nicht die Ruinenstätten der Völker zurückbleiben dürfen. Sein Schritt zerstört wohl, aber unter ihm sprießt auch neues Leben. Der echte Führer ist sich der Verantwortung bewußt, das Alte, soweit es brauchbar ist, mit dem Neuen organisch zu verbinden. Dabei läßt er mit unerbittlicher Schärfe alles seitwärts, was den großen Aufbau stören könnte, ja, er wehrt es unter Umständen mit Brutalität ab: die Unzufriedenen, die Schwarmgeister, die ewig Besserwissenden, die sich an jeden Führer heranzudrängen suchen, die auch Luthers Werk zu zersetzen drohen. Dabei hat Luther das hohe Führerglück genießen dürfen, wirklich in das Bewußtsein des Volkes einzugehen. Sein kerniges Wesen, sein volksthaftes Äußere, seine Redeweise haben ihm, der dem Volke gern, wie er sagte, aufs Maul sah, das Herz der Menge gewonnen. Freilich verband sich damit auch wieder das Führerlos, nur von wenigen Erlesenen bis in die Tiefe seines Herzens verstanden zu werden. Der große Führer wird letzten Endes immer einsam seinen Weg gehen.

Dem Protestantismus ist dann nach Luthers Tode kein neuer Führer erwachsen oder allenfalls auf kirchenpolitischem Gebiete in den Zollern. Sie stellen auch sonst in der Folgezeit die Persönlichkeiten von Rang, fast die einzigen — bis auf den blutsverwandten Schweden Gustaf Adolf —, die auf Jahrhunderte hin berufen waren, den Strom deutscher Geschichte in neue Bahnen zu lenken: den Großen Kurfürsten und Friedrich den Großen. Es ist kein Zufall, daß beiden die ehrende Bezeichnung „groß“ von den Zeitgenossen beigelegt worden ist. Der Instinkt des Volkes hat hier wie so oft richtig gesprochen.

Eine feste Klammer bindet das Wesen der beiden: „führen“ ist für sie zugleich „dienen“. Friedrich hat es in dem ehernen Satz bekannt, daß er der erste Diener seines Staates sei. Das ist der tiefste Sinn jenes preussischen Führertums, jener vielgeschmähten Selbstherrlichkeit. Auch der Führer beugt sich unter das Gesetz des Staates. Das gibt die Schicksalsgemeinschaft mit der Masse, ohne die der Führer seine Aufgabe nicht erfüllen kann. Der Siebenjährige Krieg ist ohne dies undenkbar.

Beiden Zollern ist eins gewärtig gewesen: der Gedanke, auf dem sich alles weitere Führertum aufbauen muß, der Gedanke der Macht. Aber Macht nicht um ihrer selbst willen oder um des eignen Ichs willen — das unterscheidet den Führer vom Tyrannen —, sondern um des Ganzen willen. Immer geht es um das Ganze des Staates, nicht um das Glück des einzelnen; denn gewährleistet ist das Glück nur durch den nach außen und innen starken Staat. Für ihn muß man alles wagen.

Der Große Kurfürst wagt es, von dem kleinen brandenburgischen Lande aus hineinzugehen in die große europäische Politik. Wie klein ist sein Heer, wie gering sind seine Mittel! Er wagt es, und er wird beachtet im Kreise der Völker, er wird zum Mitgestalter deutsch-europäischer Zukunft. Und was bedeutete denn Friedrichs Macht, als er gegen Österreich losschlägt? Noch immer war der Hieb die beste Parade, und dem Gegner zuvorzukommen, wie



Nach einem Gemälde von Hannemann.

Der Große Zarfürst.

Photographische Gesellschaft Berlin.

es Friedrich tat, ist auch eine der Eigenschaften, die der Führer braucht.

Aber wagen kann er nur von einem festen Standpunkt aus. Es kann der einer engen Gottverbundenheit sein, wie wir sie bei Luther erkannten. Sie ist dem Großen Kurfürsten zu eigen gewesen. Mit einer geradezu wunderbaren religiösen Zuversicht hat er an die Größe seiner Aufgabe geglaubt. Oder — doch das ist seltener — der Führer kann die Kraft zum Wagnis aus einer Selbstsicherheit saugen, die ihm philosophische Beschäftigung eingab. Friedrich dem Großen hat das Schicksal diese Stütze gegeben.

Friedrich Wilhelm und Friedrich schöpften, jeder aus seiner Quelle, den Führergedanken der Pflicht. Sie gewährleistete auch das riesige Arbeitsmaß. Das Tagewerk war bei Friedrich von früh bis spät geregelt! Daran ändern auch die Mußestunden von Sanssouci nichts. „Ein Regent“, hatte ihm schon der Vater eingeschärft, „der mit Honneur die Welt regieren will, muß seine Affairen alle selber tun. Die Regenten sind zur Arbeit erkoren und nicht zum faulen Weiberleben. Der liebe Gott hat Euch auf den Thron gesetzt, nicht zum Faulenzen, sondern zum Arbeiten und die Länder wohl zu regieren.“

Bei Friedrich Wilhelm, dem Großen Kurfürsten, fällt dieser Pflichtbegriff nach dem fürchterlichen moralischen Verfall des Dreißigjährigen Krieges besonders in die Augen. Diese Pflicht ergoß sich — wie es immer sein sollte — von oben nach unten. Sie hat dem preussischen Staat jene großartige Widerstandskraft gegeben, die auch eine schwächliche Folgezeit nicht ganz zerstören konnte.

Mit der kühlen Pflicht verbindet sich bei beiden Männern die klare Sicht. Politische Theorien mochten Friedrich eine Beschäftigung für die Mußestunden sein. In seinem Arbeitskabinett bei seinen Beamten, draußen im Felde bei seinen Soldaten war er der Mann der politischen und der militärischen Tat, wie sie, wenn auch nicht so gleichmäßig, der Große Kurfürst geübt hat. Es waren Taten, die sich immer neu formten. Sie lebten zunächst nur als Ideen in dem Geist jener Männer. Aber sie wurden dann aus der Fülle dieser großen Persönlichkeiten heraus stets neu geboren, ein Zeichen jenes unerschöpflichen Reichtums, den ein gütiges Schicksal in seine Lieblinge — und das sind die Führer — hineinlegt. Gütig trotz der schon angedeuteten Opfer, die das Schicksal ihnen nicht erspart. Aber wann wüchse das Große je ohne das Opfer empor? Friedrich Wilhelm hat schweres familiäres Leid ertragen, und Friedrich hat seine Größe eine ganze Jugend gekostet. Er hat seiner Größe ein Leben in der Familie, ein glückliches Alter geopfert. Auch das gehört in das Gebiet des Führeropfers: die Menschenkenntnis. Wer lernt den Menschen in seiner Größe, aber auch in seiner Erbarmlichkeit so kennen wie der Führer? Friedrich ist nicht umsonst zum Menschenverächter geworden. —

Beider Männer Werk hat sie überdauert und ist weiter gewachsen; denn das echte, große Werk endet nicht mit seinem Schöpfer. Friedrich Wilhelms Sohn, dem Vater sonst ungleich, konnte sein Land in die Reihe der Königreiche stellen. Und wenn Friedrichs Staat auch unter den Schlägen Napoleons zusammengebrochen ist, die Wiederaufbauarbeit der Stein und Hardenberg geschah trotz aller Veränderungen doch im Geiste von Friedrichs unvergänglicher preussischer Pflicht. Auch hier gilt das tiefe Bibelwort: „Und ihre Werke folgen ihnen nach.“

Es lockt, noch eine Führerpersönlichkeit heraufzubeschwören, fast die einzige von Ausmaß, die uns Deutschen in dem staatlichen Gefüge noch geschenkt wurde: Bismarck.

Bismarck zeichnet jene großartige Einseitigkeit aus, ohne die ein Führer unter Umständen nicht bestehen kann. Preußen war ihm der Pol, um den sich alles bewegte, Preußen das

Gesetz, unter das er die übrigen Staaten zu beugen sich erkühnte. Schon in jungen Jahren hatte er die Berechtigung zu solcher Einseitigkeit erkannt, in der Stille von Schönhausen, wo er als Deichhauptmann mit preussischem Willen den Kampf gegen die Wasser der Elbe führte. Er hat diesen Glauben an sein Preußen nie verloren, auch nicht, als er Deutschland in den Sattel gesetzt hatte, damit es reite.

Auf diesem berechtigt einseitigen Wege hat Bismarck die große Führertugend des persönlichen Willens bewiesen. Man hat mit Recht gesagt, er habe als junger Gutsherr schon erkannt, wie alles auf den einheitlichen Willen bei der Führung des Betriebes ankomme. Er hat es auch später wahr gemacht. Einst hatte der Große Kurfürst die Stände Preußens zu Paaren getrieben, als sie ihm in das Regiment des Landes hineinreden wollten. Ebenso hat Bismarck mit schonungsloser Verachtung Parlament und Presse in die Schranken gewiesen, sofern sie beaufsichtigen oder gar mitregieren wollten. Er lehnte es ab, diesen Gewalten verantwortlich zu sein. Verantwortlich fühlte er sich aber, wie jeder, der es mit seiner Aufgabe ganz ernst nimmt, einem: Gott. Auch hier hören wir wieder jene feine religiöse Note, die in der Seele eines Führers anklingen muß.

Und noch eins: dieser Kämpfer bis aufs Blut liebte trotz allem Gegenteiligen den Frieden. Er wußte, daß der Kampf der Vater aller Dinge sei, aber ihm blieb auch die oft verschmähte Weisheit nicht verborgen, daß der Staat nicht dauernd im Staube des Kampfes nach außen und schließlich auch nicht nach innen stehen kann. Seine Politik hatte große Umwälzungen über Deutschland und Europa gebracht. Dann aber wahrte er den Frieden, wie einst Friedrich der Große nach den Schlesiens Kriegen den reichen Segen seiner kolonialisatorischen Tätigkeit dem Lande geschenkt hatte.

Können wir die Reihe der Führerpersönlichkeiten noch weiter verfolgen und dürfen wir es?

Gewiß, wir könnten über den Feldmarschall und Reichspräsidenten die Linie ziehen bis zu dem, vor dem wir uns heute beugen und an dem wir uns zugleich aufrichten, bis zu dem Führer unserer Zeit. Aber wer vermöchte zu sagen, daß er ganz hineinsähe in das Wesen dieser einzigartigen Gestalt? Hier ziemt Ehrfurcht. Vor dem Lebenden hat die Geschichte zu schweigen. Aber leuchtete nicht doch oftmals das Bild des Führers vor uns auf, als wir die Gestalten der großen Persönlichkeiten unserer Geschichte erstehen sahen?

Das Leben von heute wurzelt in allem Wesentlichen in unserem Führer. Wir kennen aus seinem Bekenntnisbuch als einen Grundsatz seiner Weltanschauung, daß den Einzelwesen, sofern sie die völkischen Wertansprüche erfüllen, daß den schöpferischen Kräften eine erhöhte Bedeutung in dem jungen Deutschland zukommt. Nicht jeder mag sich an, Führer sein zu wollen. Aber das ist gewiß: keine höhere Aufgabe kann der Staat haben, als solche Persönlichkeiten wachsen zu lassen, die im kleineren oder im größeren Kreise das Führeramt ausüben können, mit dem sie bauen „an der Geschichte von morgen“, verantwortlich nach oben, befehlssicher nach unten. Denn, noch einmal sei es betont, Führers Art ist es nicht, hinabzusteigen zur Masse, sondern ihr unklares Wollen in die reineren Bahnen zu lenken, die zunächst nur einige Wenige erkannt haben. Wir wissen wohl: solche Persönlichkeiten lassen sich nicht im Augenblick züchten, vor allem nicht jene Führerauslese, wie sie der nationalsozialistische Staat fordert. Aber sie wird reifen! Und auch die starke Sonne der Geschichte wird dieser Saat erfolgreich ihre Strahlen spenden. Am Vorbild der großen Persönlichkeit — der heutigen und der dahingegangenen — entzündet sich nicht zuletzt das neue, jubelnde, befreiende Leben!



Echtbild: Rondophot.

Die Schlacht in Flandern und im Artois und Die Große Schlacht um Frankreich.

Ein Rückblick von Oberstleutnant Dr. Kurt Hesse.

Mit der Unterzeichnung der deutschen und italienischen Waffenstillstandsbedingungen haben die Operationen in Frankreich ihren Abschluß erfahren. Es handelt sich um einen ungewöhnlichen militärischen Erfolg, wie er in dieser Art — sowohl was die Schnelligkeit der Durchführung als auch die politische Auswirkung angeht — in der Kriegsg-

schichte aller Zeiten nur ganz selten zu verzeichnen ist. Es gibt bisher keinen Feldzug, in dem auf beiden Seiten mit so starken Kräften wie jetzt auf dem westlichen Kriegsschauplatz eine Entscheidung gesucht und herbeigeführt worden ist. Man muß jedoch feststellen, daß wir nicht mit der Größe der Zahl, sondern mit unserer überlegenen Führung, mit dem besseren



Der Meldereiter.

Lichtbild: Thiede.

Geist unserer Truppen und der Güte unserer Waffen, nicht zuletzt auch mit der Gediegenheit unserer militärischen Ausbildung und Organisation gestiegt haben.

Bei einem Überblick über die seit dem 10. Mai eingetretenen kriegerischen Vorgänge muß von der Lage ausgegangen werden, wie sie bei Kriegsbeginn im Herbst 1939 bestand. Damals nutzten unsere Westgegner die sich ihnen bietende letzte Möglichkeit für einen Angriff auf unsere nur schwach besetzte Westgrenze nicht aus — die Befestigungen des Westwalls schreckten sie offensichtlich ab. Anfang Oktober 1939, nach dem Abschluß des polnischen Feldzuges, änderte sich das Bild der Kräfteverteilung völlig. Das deutsche Ostheer und die in Polen eingesetzten Luftstreitkräfte wurden, von geringen Teilen abgesehen, nach dem westlichen Schau-

platz überführt. Es hieß allerdings noch mehr als sieben Monate warten, ehe mit dem Westfeldzuge begonnen wurde. Der Winter wurde in intensiver Weise für die Vervollkommnung der Ausbildung und Ausrüstung benutzt.

Die Gliederung der feindlichen Heere und zahlreiche andere Anzeichen lassen darauf schließen, daß unsere Gegner im Frühjahr einen wichtigen Anziff durch Belgien und Holland in Richtung auf das Ruhrgebiet führen wollten. Hierzu waren im Raum von Lille eine stark französische Operationsgruppe und das englische Feldheer bereitgestellt. Mit der belgischen Heeresleitung bestanden Vereinbarungen über ein Zusammenwirken. Für die deutsche Führung mußte es sich darum handeln, die dem Plan, bevor er Wirklichkeit werden sollte, zu begegnen. Dies war in der zweiten Maiwoche 1940 der Fall.



Deutscher Stukaangriff
auf die Erdöltaffinerie von Le Val
de la Haye, südwestlich Rouen.

Lichtbild: Scherl.

Für eine Betrachtung der Ereignisse ist auch die Beurteilung unserer Gegner von Bedeutung. Wenn man sich auch sagte, daß man es mit einem anderen Feind als in Polen zu tun haben würde, so überschätzte man ihn jedoch nicht. Dem englischen Soldaten durfte man wohl eine größere Härte zutrauen als dem französischen und belgischen. Auch war bekannt, daß die Armeen unserer Gegner seit der Beendigung des Weltkrieges planmäßig weiterentwickelt waren und daß ihnen starke Reserven und eine gute Materialausstattung zur Verfügung standen.

Auf deutscher Seite standen als Trümpfe dagegen: die

Vereinigung aller Kräfte in der Hand des Führers und obersten Befehlshabers der Wehrmacht, seine bereits in Polen in Erscheinung getretene Feldherrnkunst und sein eiserner Wille zum Siege, das Vorhandensein einer jungen Generalität, eines vortrefflichen Geistes der Truppe, einer auf blitzschnelles Handeln eingestellten Ausbildung und einer ausgezeichneten Ausstattung mit Waffen und Geräten aller Art.

Um die Leistungen des deutschen Heeres richtig zu würdigen, muß man vorher auf eine Reihe von Tatsachen, mit denen unsere Gegner anscheinend nicht gerechnet haben, aufmerksam machen:



Lichtbild: Echele.

Ehrung der erfolgreichen deutscher Truppenführer im Reichstag.



Lichtbild: P.-R., Boesig-Goßmann.

Panzerkampfwagen setzen über die Maas.

1. Die deutschen Truppenführer sind erzogen zu kühnem selbständigem Handeln und zu vollem Einsatz ihrer Person gerade in schwierigen Lagen.
2. Die Infanterie ist infolge ihrer besonderen Ausstattung mit Fahrzeugen für den Tornistertransport zu ungewöhnlichen Marschleistungen befähigt. Sie beherrscht ein Kampfverfahren, in dem der Einsatz der verschiedenen schweren Waffen eine wichtige Rolle spielt.
3. Die Panzerwaffe ist sowohl technisch wie organisatorisch außerordentlich entwickelt und zu selbständigen Operationen befähigt.
4. Die Pioniertruppe ist auf schwierigste Aufgaben sowohl in der Geländeüberwindung wie für den Angriff vorbereitet worden. Sie besitzt eine Reihe neuer, dem Gegner nicht bekannter Kampfmittel.

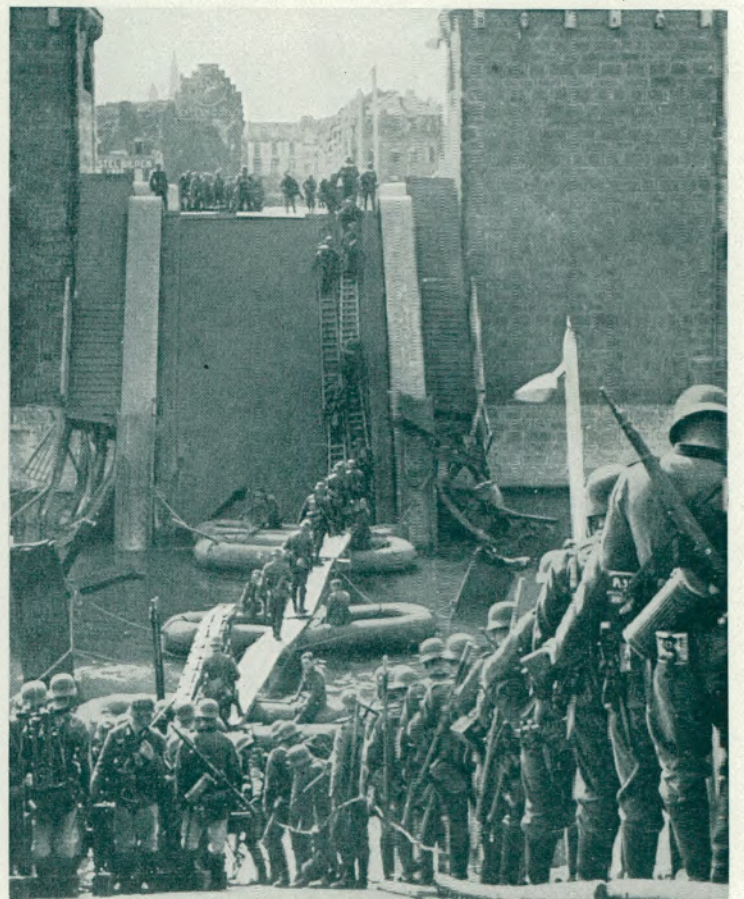
Der deutsche Infanterist.

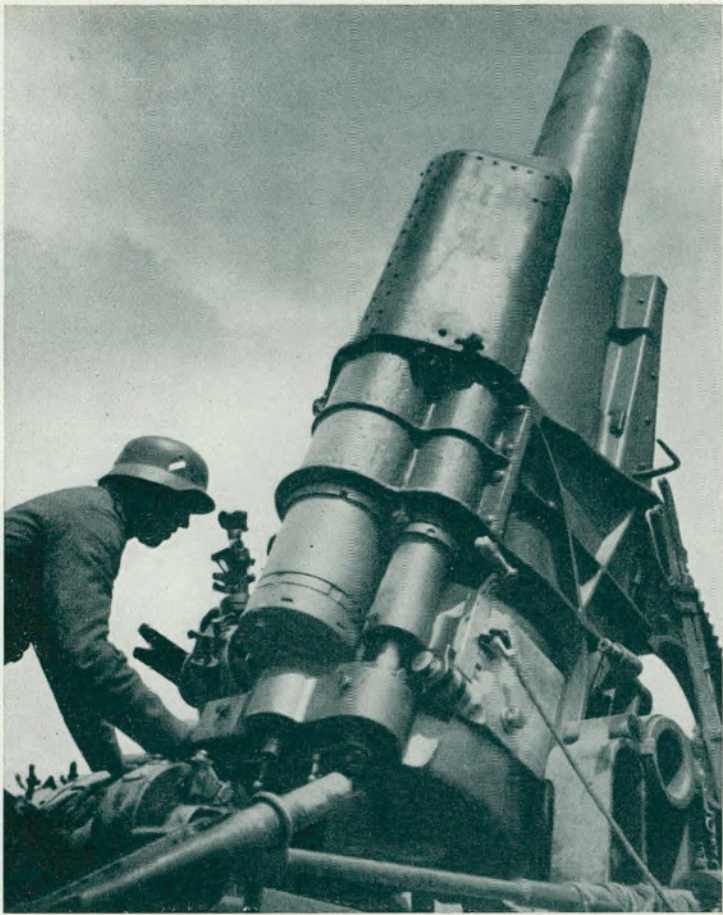
Lichtbild: P.-R., Weich-Schulz.



Schlauchbootbrücke über die Maas bei Maastricht.

Lichtbild: Weich-Schulz.





Schwerer Mörser.

Bildtitel: „Die Wehrmacht“.



Nachschub auf einer von Pionieren erbauten Pontonbrücke.

Bildtitel: Wehrmacht.

5. Die Ausstattung der Artillerie ist außerordentlich reichlich. Ihre Beweglichkeit ist infolge der weitgehend durchgeführten Motorisierung eine hohe, vor allem auch im schwierigen Gelände. Die Waffe selbst und ihre Munition hat wichtige, dem Gegner nicht bekannte Verbesserungen erfahren.
6. Es bestehen alle nachrichtentechnischen Voraussetzungen für die Lenkung schneller Operationen.

Fieseler-Storch als Nachrichtenübermittler.

7. Die Organisation des Nachschubs baut sich fast ausschließlich auf der Motorisierung auf.
8. Mit der Luftwaffe besteht eine enge Verbindung und ein klarer Plan für den Einsatz sowohl zur Aufklärung wie zur Unterstützung des Erdkampfes und zur Abwehr der feindlichen Luftwaffe.

Der Auftrag.

Bildtitel: Dr. Wolf Storch.





Überblickt man den Verlauf des Feldzuges vom 10. Mai an, so lassen sich zwei deutlich voneinander abgesetzte Abschnitte des Verlaufs unterscheiden:

1. die Schlacht in Flandern und im Artois, die mit dem Falle von Dünkirchen am 4. Juni ihr Ende fand, und
2. die Fortsetzung des Feldzuges gegen Frankreich, die der französische Generalissimo Weygand selbst als die „Große Schlacht um Frankreich“ bezeichnet hat.

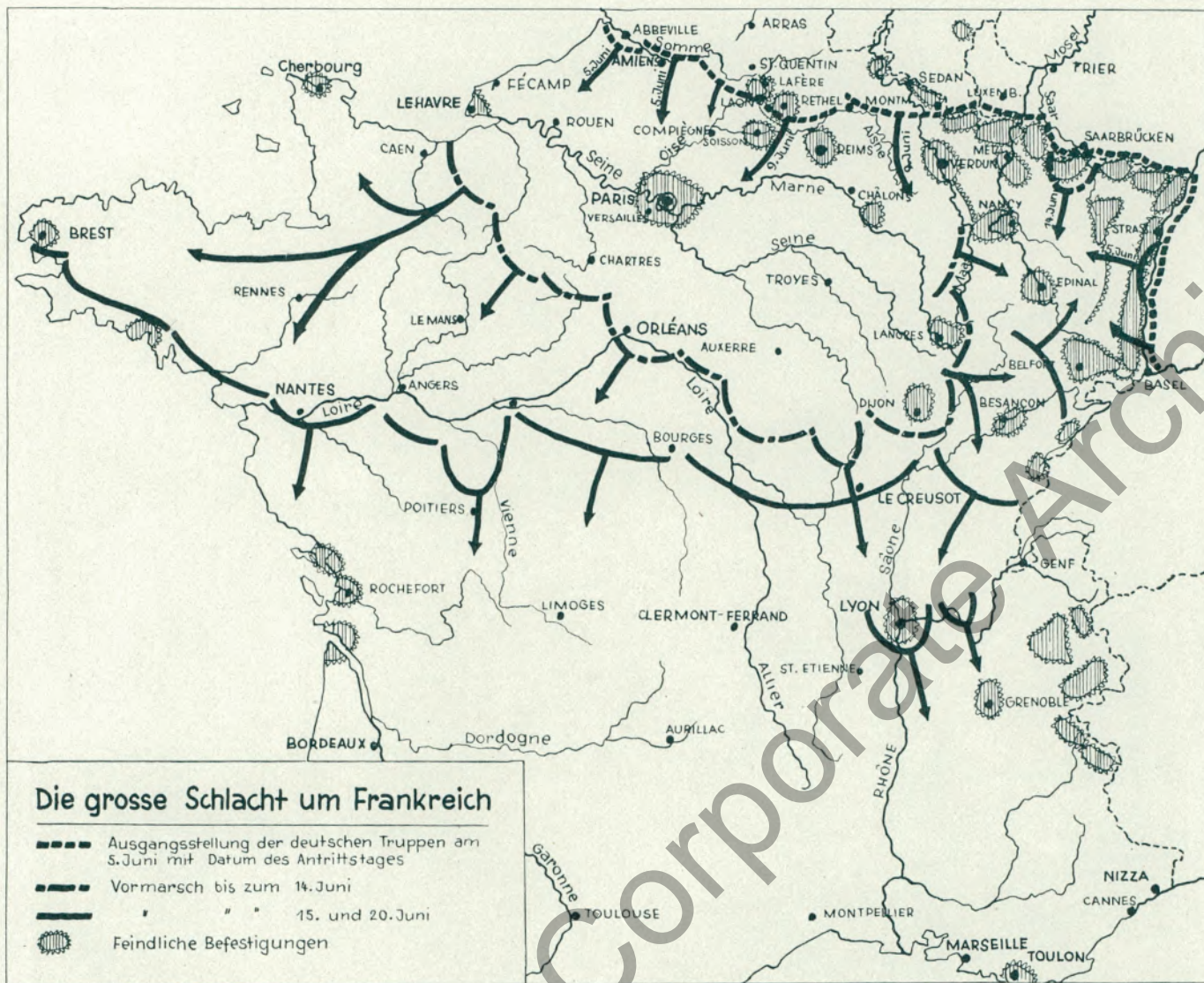
Der erste Abschnitt des Feldzuges begann am 10. Mai mit dem frontalen deutschen Vorgehen auf breiter Front über die holländische, belgische und luxemburgische Grenze. Nach der Brechung der Grenzbefestigungen wurde im Norden die Festung Holland zur Kapitulation gezwungen, während am 13. Mai in erstem Anlauf bei Sedan der Übergang über die Maas und der Durchbruch durch die verlängerte Maginotlinie erzwungen wurde. Damit war ein entscheidender Erfolg erzielt, der die Voraussetzung für die weitere rasche Entwicklung der Operationen gewährte.

Vom 15. bis 20. Mai schloß sich an die Erweiterung des Durchbruchs der rasche Vormarsch unserer schnellen Verbände zur Kanalküste an. Die nach Belgien hinein marschierende französisch-englische Operationsgruppe wurde von dem übrigen französischen Heer abgetrennt und die eigene linke Flanke durch Vorführen von starken Kräften an die Aisne und Somme abgeschirmt. In der dritten Phase der Schlacht in Flandern gelang es dann durch Einschwenken gegen den Rücken der um Lille kämpfenden Franzosen und nach der Kapitulation des belgischen Heeres das englische Feldheer unter schweren Ver-

lusten vom Festlande zu verdrängen und die in Flandern stehenden französischen Armeen einzukesseln und vollständig zu vernichten.

Es wurde also vom 15. Mai ab sichtbar, daß die deutsche Führung nicht den Schlieffen-Plan wiederholte, sondern daß sie auf einen Durchbruch der Mitte der feindlichen Fronten abzielte. Die Maginotlinie erwies sich hier in ihrer Verlängerung als zu schwach, um dem deutschen Stoß genügend Widerstand zu bieten. Mit der Ausschaltung des holländischen und belgischen Heeres, mit der Verjagung der Engländer und der Vernichtung von drei französischen Armeen wurde die Kanalküste bis an die Sommemündung in unsere Gewalt gebracht und damit zugleich die wichtigste Voraussetzung dafür geschaffen, den Feldzug gegen das französische Heer allein in westlicher und südlicher Richtung fortzusetzen.

Man hätte nun annehmen können, daß das deutsche Heer einer Ruhepause bedürft hätte, und zwar nicht nur der Infanterie, sondern auch die Panzerwaffe. Dennoch hat es nur wenige Ruhetage Anfang Juni gegeben. Man kann sie eigentlich gar nicht als solche bezeichnen. Es fand vielmehr eine neue Einteilung der Abschnitte im großen wie im kleinen statt; die im Ring gegen den flandrischen Gegner stehenden Truppen mußten herausgezogen und für ihre neuen Aufgaben eingesetzt werden. Dazu kam eine völlige Umstellung des Nachschubs von der Ostwest- in die Nord-Südrichtung, eine gewaltige Aufgabe, die in vollem Umfang gelöst wurde und die einmal in der Kriegsgeschichte ihre besondere Anerkennung neben der Leistung der Führung und der Truppe finden wird.



Zeichnungen: Bifz.

Bei der „Großen Schlacht um Frankreich“ kann nicht von einer an einem Tag einsetzenden Offensive auf der ganzen Front gesprochen werden, vielmehr ist ein vierfaches flügelweises Antreten zu erkennen. Es begann am 5. Juni mit dem Angriff des rechten Heeresflügels. Ihm folgte die Heeresmitte am 9. Juni; der linke deutsche Heeresflügel trat dann am 14. an der Saarfront und schließlich am 15. Juni über den Oberrhein an mit dem sich daraus entwickelnden Vorstoß auf die Vogesen.

Der operative Verlauf der „Großen Schlacht in Frankreich“ läßt sich nach folgenden großen Gesichtspunkten zusammenfassend gliedern: Der Angriff des rechten Heeresflügels brachte nach hartnäckigem Widerstand der tief gestaffelten Franzosen den Einsturz der sogenannten „Weygandlinie“ an der Somme. Im Nachstoß gelang es unseren Truppen, sowohl wesentliche Teile des Feindes zur Küste abzurängen und zur Kapitulation zu bringen, als auch in der Verfolgung die Seine an vielen Stellen unterhalb von Paris zu überschreiten. Diese Operation verfehlte nicht ihre Wirkung auf die feindliche Heeresleitung. Sie mußte Paris als von Norden her bedroht ansehen und Kräfte hierher werfen. Bevor sie aber dazu in der Lage war, setzte der Angriff der deutschen Heeresmitte über die Aisne überraschend ein. Auch hier wurde zuerst hartnäckig gekämpft, um die vielen natürlichen Verteidigungsabschnitte des Gegners zu überwinden: die Aisne, den Chemin des Dames, den Aisne-Dise-

Kanal, die Waldgebiete von Villers-Cotterets und Compiègne, dann die Marne und schließlich die Seine. Paris fiel, von Westen, Norden und Osten her angefaßt, als reife Frucht in unsere Hand.

Ein gleichzeitig ostwärts Reims angelegter und auf dem Westufer der Maas in Richtung auf die Schweizer Grenze geführter Stoß starker Panzerkräfte schuf die Voraussetzungen für Entscheidungen von größter operativer Auswirkung in Verbindung mit dem nun beginnenden Frontalangriff des linken Heeresflügels gegen die Maginotlinie. Der Stoß in die Flanke und den Rücken der Maginotlinie brachte einen Eckpfeiler der starken Befestigungen nach dem andern zum Einsturz und schnitt den hier stehenden französischen Kräften die Rückzugslinien in das Innere ihres Landes ab. Gleichzeitig sahen sie sich an der Saarfront und am Oberrhein frontal angepackt: eine neue große Umschlachtungs- und Einkreisungsschlacht bahnte sich an, die die Einkreisungsschlacht in Flandern und im Artois an Ausmaß des Ruhmes und der Höhe der Gefangenenzahlen weit übertreffen sollte. An drei Stellen gelang der Durchbruch durch die stärksten Anlagen der Maginotlinie; die französischen Kräfte wurden in einzelnen Gruppen zum Kampf gestellt, eingeschlossen und vernichtet. Am 22. Juni erfolgte hier noch vor dem Abschluß des Waffenstillstandes die Waffenstreckung von 600 000 Mann mit ihren Armeeführern an der Spitze. Die Kriegsgeschichte aller Zeiten kennt keinen derartigen Schlachterfolg.



Bild: Fritz Hallensleben.

Siegreiche Heimkehr.

Deutsche Truppen überschreiten nach dem Waffenstillstand in Frankreich den Oberrhein.

Der überall weit in das Innere Frankreichs vorgetragene Verfolgungsangriff unserer Truppen, der im Westen an der Küste entlang über die Loire und im Osten über Lyon in das Rhonetal vorstieß, wo die Waffenschmiede Frankreichs, die Werke von Le Creusot, in unsere Hand fiel, führte dann die Bitte um Waffenstillstand des Marschalls Pétain herbei,

der in der Nacht vom 24. zum 25. Juni in Kraft getreten ist. Das französische Heer ist zerschlagen und für den Rest des Krieges ausgeschaltet. Die deutsche Führung steht in breiter Front von den Pyrenäen bis zur nordwestlichen Küste dem englischen Hauptgegner zum letzten Entscheidungskampfe gegenüber.

Das Straßburger Münster.

Aus
„Dichtung und Wahrheit“
von
Johann Wolfgang Goethe.

Ich eilte sogleich, das sehnlichste Verlangen zu befriedigen und mich dem Münster zu nähern, welcher durch Mitreisende mir schon lange gezeigt und eine ganze Strecke her im Auge geblieben war. Als ich nun erst durch die schmale Gasse diesen Kolosß gewahrte, sodann aber auf dem freilich sehr engen Platz allzunah vor ihm stand, machte derselbe auf mich einen Eindruck ganz eigner Art, den ich aber auf der Stelle zu entwickeln unfähig, für diesmal nur dunkel mit mir nahm, indem ich das Gebäude eilig bestieg, um nicht den schönen Augenblick einer hohen und heitern Sonne zu versäumen, welche mir das weite, reiche Land auf einmal offenbaren sollte.

Lichtbild: Hans Kogelhoff.

Und so sah ich denn von der Plattform die schöne Gegend vor mir, in welcher ich eine Zeitlang wohnen und hausen durfte: die ansehnliche Stadt, die weitumherliegenden, mit herrlichen dichten Bäumen besetzten und durchflochtenen Auen, diesen auffallenden Reichtum der Vegetation, der, dem Laufe des Rheins folgend, die Ufer, Inseln und Werder bezeichnet. Nicht weniger mit mannigfaltigem Grün geschmückt ist der von Süden herab sich ziehende flache Grund, welchen die Ill bewässert; selbst westwärts, nach dem Gebirge zu, finden sich manche Niederungen, die einen ebenso reizenden Anblick von Wald und Wiesenwuchs gewähren, so wie der nördliche mehr hügelige Teil von unendlichen kleinen Bächen durchschnitten ist, die überall ein schnelles Wachstum begünstigen. Denkt man sich nun zwischen diesen üppig ausgestreckten Matten, zwischen diesen fröhlich ausgesäten Hainen alles zum Fruchtbau schick-

liche Land trefflich bearbeitet, grünend und reiferd, und die besten und reichsten Stellen desselben durch Dörfer und Meierhöfe bezeichnet und eine solche große und unübersehbare, wie ein neues Paradies für den Menschen recht vorbereitet Fläche näher und ferner von teils angebauten, teils waldbewachsenen Bergen begrenzt, so wird man das Entzücken begreifen, mit dem ich mein Schicksal segnete, das mir für einige Zeit einen so schönen Wohnplatz bestimmt hatte.

Herabgestiegen von der Höhe, verweilte ich noch eine Zeitlang vor dem Angesicht des ehrwürdigen Gebäudes; aber was ich mir weder das erstemal noch in der nächsten Zeit ganz deutlich machen konnte, war, daß ich dieses Wunderwerk als ein Ungeheures gewahrte, das mich hätte erschrecken müssen, wenn es mir nicht zugleich als ein Geregeltes faßlich und als ein Ausgearbeitetes sogar annehmlich vorgekommen wäre. Ich be-



schäftigte mich jedoch keineswegs, diesem Widerspruch nachzudenken, sondern ließ ein so erstaunliches Denkmal durch seine Gegenwart ruhig auf mich fortwirken.

Je mehr ich die Fassade desselben betrachtete, desto mehr bestärkte und entwickelte sich jener erste Eindruck, daß hier das Erhabene mit dem Gefälligen in Bund getreten sei. Soll das Ungeheuere, wenn es uns als Masse entgegentritt, nicht erschrecken, soll es nicht verwirren, wenn wir sein einzelnes zu erforschen suchen, so muß es eine unnatürliche, scheinbar unmögliche Verbindung eingehen, es muß sich das Angenehme zugesellen. Da uns nun aber allein möglich wird, den Eindruck des Münsters auszusprechen, wenn wir uns jene beiden unverträglichen Eigenschaften vereinigt denken, so sehen wir schon hieraus, in welchem hohen Wert wir dieses alte Denkmal zu halten haben, und beginnen mit Ernst eine Darstellung, wie so widersprechende Elemente sich friedlich durchdringen und verbinden konnten.

Vor allem widmen wir unsere Betrachtungen, ohne noch an die Türme zu denken, allein der Fassade, die als ein aufrecht gestelltes längliches Viereck unsern Augen mächtig entgegnet. Nähern wir uns derselben in der Dämmerung, bei Mondschein, bei sternheller Nacht, wo die Teile mehr oder weniger undeutlich werden und zuletzt verschwinden, so sehen wir nur eine kolossale Wand, deren Höhe zur Breite ein wohlthätiges Verhältnis hat. Betrachten wir sie bei Tage und abstrahieren durch Kraft unseres Geistes vom einzelnen, so erkennen wir die Vorderseite eines Gebäudes, welche dessen innere Räume nicht allein zuschließt, sondern auch manches Danebenliegende verdeckt. Die Öffnungen dieser ungeheueren Fläche deuten auf innere Bedürfnisse, und nach diesen können wir sie sogleich in neun Felder abteilen. Die große Mitteltür, die auf das Schiff der Kirche gerichtet ist, fällt uns zuerst in die Augen. Zu beiden Seiten derselben liegen zwei kleinere, den Kreuzgängen angehörig. Über der Haupttür trifft unser Blick auf das radsförmige Fenster, das in die Kirche und deren Gewölbe ein ahnungsvolles Licht verbreiten soll. An den Seiten zeigen sich zwei große senkrechte, länglich-viereckte Öffnungen, welche mit der mittlsten bedeutend kontrastieren und darauf hindeuten, daß sie zu der Base emporstrebender Türme gehören. In dem dritten Stockwerke reihen sich drei Öffnungen aneinander, welche zu Glockenstühlen und sonstigen kirchlichen Bedürfnissen bestimmt sind. Zuerst sieht man das Ganze durch die Balustrade der Galerie, anstatt eines Gesimses, horizontal abgeschlossen. Jene beschriebenen neun Räume werden durch vier vom Boden aufstrebende Pfeiler gestützt, eingefast und in drei große perpendikuläre Abteilungen getrennt.

Wie man nun der ganzen Masse ein schönes Verhältnis der Höhe zur Breite nicht abprechen kann, so erhält sie auch durch diese Pfeiler, durch die schlanken Einteilungen dazwischen, im einzelnen etwas gleichmäßig Leichtes.

Verharren wir aber bei unserer Abstraktion und denken uns diese ungeheuere Wand ohne Zieraten mit festen Strebe-
pfeilern, in derselben die nötigen Öffnungen, aber auch nur insofern sie das Bedürfnis fordert, gestehen wir auch diesen Hauptabteilungen gute Verhältnisse zu, so wird das Ganze zwar ernst und würdig, aber doch immer noch lästig unerfreulich und als zierdelos unkünstlich erscheinen. Denn ein Kunstwerk, dessen Ganzes in großen, einfachen, harmonischen Teilen begriffen wird, macht wohl einen edlen und würdigen Eindruck, aber der eigentliche Genuß, den das Gefallen erzeugt, kann nur bei Übereinstimmung aller entwickelten Einzelheiten stattfinden.

Hierin aber gerade befriedigt uns das Gebäude, das wir betrachten, im höchsten Grade: denn wir sehen alle und jede Zieraten jedem Teil, den sie schmücken, völlig angemessen, sie sind ihm untergeordnet, sie scheinen aus ihm entspringen. Eine solche Mannigfaltigkeit gibt immer ein großes Behagen, indem sie sich aus dem Gehörigen herleitet und deshalb zugleich

das Gefühl der Einheit erregt, und nur in solchem Falle wird die Ausführung als Gipfel der Kunst gepriesen.

Durch solche Mittel sollte nun eine feste Mauer, eine undurchdringliche Wand, die sich noch dazu als Base zweier himmelhohen Türme anzukündigen hatte, dem Auge zwar als auf sich selbst ruhend, in sich selbst bestehend, aber auch dabei leicht und zierlich erscheinen und, obgleich tausendfach durchbrochen, den Begriff von unerschütterlicher Festigkeit geben.

Dieses Rätsel ist auf das glücklichste gelöst. Die Öffnungen der Mauer, die soliden Stellen derselben, die Pfeiler, jedes hat seinen besonderen Charakter, der aus der eignen Bestimmung hervortritt; dieser kommuniziert sich stufenweis den Unterabteilungen, daher alles im gemäßen Sinne verziert ist, das Große wie das Kleine sich an der rechten Stelle befindet, leicht gefast werden kann und so das Angenehme im Ungeheueren sich darstellt. Ich erinnere nur an die perspektivisch in die Mauerdicke sich einsenkenden, bis ins Unendliche an ihren Pfeilern und Spitzbögen verzierten Türmen, an das Fenster und dessen aus der runden Form entspringende Kunstrose, an das Profil ihrer Stäbe, sowie an die schlanken Rohrfäulen der perpendikulären Abteilungen. Man vergegenwärtige sich die stufenweis zurücktretenden Pfeiler, von schlanken, gleichfalls in die Höhe strebenden, zum Schutz der Heiligenbilder baldachinartig bestimmten, leichtsäuligen Spitzgebäudchen begleitet, und wie zuletzt jede Rippe, jeder Knopf als Blumenknopf und Blattreihe, oder als irgendein anderes im Steinsinn umgeformtes Naturgebilde erscheint. Man vergleiche das Gebäude, wo nicht selbst, doch Abbildungen des Ganzen und des einzelnen, zu Beurteilung und Belebung meiner Aussage. Sie könnte manchem übertrieben scheinen: denn ich selbst, zwar im ersten Anblicke zur Neigung gegen dieses Werk hingerissen, brauchte doch lange Zeit, mich mit seinem Wert innig bekanntzumachen.

Unter Tadeln der gotischen Baukunst aufgewachsen, nährte ich meine Abneigung gegen die vielfach überladenen, verworrenen Zieraten, die durch ihre Willkürlichkeit einen religiös düsteren Charakter höchst widerwärtig machten; ich bestärkte mich in diesem Unwillen, da mir nur geistlose Werke dieser Art, an denen man weder gute Verhältnisse, noch eine reine Konsequenz gewahrt wird, vors Gesicht gekommen waren. Hier aber glaubte ich eine neue Offenbarung zu erblicken, indem mir jenes Tadelnswerte keineswegs erschien, sondern vielmehr das Gegenteil davon sich aufdrang.

Wie ich nun aber immer länger sah und überlegte, glaubte ich über das Vorhergesagte noch größere Verdienste zu entdecken. Herausgefunden war das richtige Verhältnis der größeren Abteilungen, die so sinnige als reiche Verzierung bis ins kleinste; nun aber erkannte ich noch die Verknüpfung dieser mannigfaltigen Zieraten untereinander, die Hinleitung von einem Hauptteile zum andern, die Verschränkung zwar gleichartiger, aber doch an Gestalt höchst abwechselnder Einzelheiten, vom Heiligen bis zum Ungeheuer, vom Blatt bis zum Zacken. Je mehr ich untersuchte, desto mehr geriet ich in Erstaunen; je mehr ich mich mit Messen und Zeichnen unterhielt und abmüdete, desto mehr wuchs meine Anhänglichkeit, so daß ich viele Zeit darauf verwendete, teils das Vorhandene zu studieren, teils das Fehlende, Unvollendete, besonders der Türme, in Gedanken und auf dem Blatte wieder herzustellen.

Da ich nun an alter deutscher Stätte dieses Gebäude gegründet und in echter deutscher Zeit so weit gediehen fand, auch der Name des Meisters auf dem bescheidenen Grabstein gleichalls vaterländischen Klanges und Ursprungs war, so wagte ich, die bisher verrufene Benennung „gotische Bauart“, aufgefördert durch den Wert dieses Kunstwerks, abzuändern und sie als „deutsche Baukunst“ unserer Nation zu vindizieren; so dann aber verfehlte ich nicht, erst mündlich und hernach in einem kleinen Aufsatz, D. M. Ervini a Steinbach gewidmet, meine patriotischen Gesinnungen an den Tag zu legen.



Kupferstich von Ludwig Schnell (1790 bis 1834) nach einer Zeichnung von A. von Bayer.

Das Straßburger Münster.

thysenkrupp Corporate Archives

Lord Halifax am 23. Juli 1940:
 „Dieses ist der Geist, in dem wir
 in diesen Kreuzzug für die
 Christenheit marschieren.“

Englands Kämpfe sind — nach englischer Auffassung — seit Jahrhunderten eine Kette von „Kreuzzügen für die Christenheit“. Daß andere Völker diese Auffassung nicht ganz teilen, zeigt die nebenstehende Zeichnung des Franzosen J. Laurian, betitelt „die englische Klaue“. Sie stammt aus dem Jahre 1899, als die französische Öffentlichkeit ganz unter dem Eindruck des englischen Ultimatum von Faschoda stand, wo das siegreiche französische Expeditionskorps der Gewalt der neidischen Briten hatte weichen und Faschoda wieder hatte räumen müssen. Damals ging England „Kreuzzug“ angeblich nur gegen den unchristlichen Mahdi, und bei dem Faschoda-Konflikt handelte es sich nur um eine reine Prestigefrage gegenüber Frankreich. Heute ist Faschoda die Hauptstadt des von England beherrschten anglo-ägyptischen Sudan, eines Gebietes von der vierfachen Größe Deutschlands, dessen wirtschaftlicher Wert für England vor allem in seinem ungeheuren Reichtum an Baumwolle begründet liegt. Auch damals sagten die Engländer „Christus“ und meinten, im wahren Sinne des Wortes, „Kattun“, aber: „Honni soit qui mal y pense“ („Ein Schuft, wer sich etwas Schlechtes dabei denkt!“) befiehlt die sinnvolle Inschrift der höchsten englischen Auszeichnung, des Hofenbandordens. Wir wollen uns daher wunschgemäß lediglich auf die sachliche Feststellung beschränken, daß die Etappen des englischen „Kreuzzuges“ gegen Afrika allein um die Jahrhundertwende durch die Namen: Ägypten, Sudan, Sansibar, Uganda, Britisch Ostafrika, Süd-Rhodesien, Oranjefreistaat und Transvaal umrissen werden.



England

wie es der Engländer Houston Stewart Chamberlain im Jahre 1914 sah.

Mit einigen historischen Illustrationen, näher erklärt durch passende Zitate aus der Halifax-Rede vom 23. Juli 1940.

In der Rede des englischen Außenministers Lord Halifax auf das Angebot des Führers vom 19. Juli 1940 kehrten die seit Jahrhunderten zu Englands politischer Scheidemünze gehörenden Begriffe: Gewissen, Gerechtigkeit, Freiheit, Religion und Gebet als Werte, die England als Vorkämpfer für die gesamte Welt verteidigen müsse, so häufig wieder, daß es uns angebracht erscheint, diese Behauptung vom englischen Mutterreich und seiner Menschheitsmission einmal unter eine englische Lupe zu nehmen.

Eine sachliche, wissenschaftlich fundierte Untersuchung hierüber liegt seit Monaten auf unserem Redaktionsschreibtisch. Die Zeit zur Veröffentlichung scheint uns nun gekommen; die Ausführungen Houston Stewart Chamberlains aus dem Jahre 1914 besitzen heute, wennige Minuten, bevor die Weltenuhr zu ihrem Schlag ausholt, der eine Weltwende einleitet, dokumentarischen Wert.

Cromwell, 1658: Auch wenn ihr Geschäfte treibt, schätzt ihr euern kaufmännischen Vorteil nicht höher als Gottes Gnade, vielmehr haltet ihr die göttliche Gnade für den größeren Gewinn.

Ruskin, 1880: Der Engländer bekennt heute nicht mehr: Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater, Schöpfer Himmels und der Erden, sondern: Ich glaube an Vater Dollar, den alles Bewirkenden.

Lord Halifax 1940: Wir wollen einen Gottesdienst und eine Verehrung von Gott wie es uns beliebt, und diese religiöse Freiheit basiert auf gutem Gewissen. . . Dieses ist der Geist, in dem wir in diesen Kreuzzug für die Christenheit marschieren.

Wer über Staatengeschichte nachsinnt, wird immer wieder staunen, welche weithin reichende und zugleich unabsehbar verästelte Wirkung einfache Begebenheiten und kaum bemerkbare Schicksalswendungen ausüben. Es genügt, eine ein-

zige Begebenheit am Anfang der Geschichte Englands ins Auge zu fassen und eine einzige, durch äußere Umstände veranlaßte Wendung, die ein halbes Jahrtausend später stattfand, um manches zu begreifen, was sonst ein unlösbares Rätsel bildet. Aus diesen zwei Tatsachen entsteht nämlich — als Wirkung — eine dritte; aus der eigenartig bestimmten Wirkung erfolgt aber notwendig eine ebenso eigenartige Gegenwirkung; und so baut sich zuletzt — wie bei allem organischen Leben — aus denkbaren einfachsten Elementen ein unendlich mannigfaltiges, einzigartiges Ganze auf, an dem alle Teile zugleich bedingend und bedingt sind. Der Eroberungszug der Normannen, die im 11. Jahrhundert die angelsächsische Bevölkerung sich unterwarfen, ist die „Begebenheit“, die ich im Sinne habe; die „Wendung“ ist diejenige, durch welche die ackerbautreibende, wasserscheue Bevölkerung Englands nach und nach, etwa vom 16. Jahrhundert ab, in eine



Lord Halifax 1940: „In jedem Teil Britanniens herrscht ein unerschütterlicher Geist der Entschlossenheit.“

Französische Karikatur auf die englischen Vorkehrungen gegen den drohenden Landungsversuch Napoleons 1803/04. Salonsoldaten, „verstärkt“ durch ein Aufgebot schießender, schimpfender oder betender Frauen verteidigen ihre Insel gegen die nahenden Franzosen, die als Teufel dargestellt sind. Ein 1803 von der englischen Regierung vertriebenes Flugblatt, „Our Invasion Sketch“, entwirft ein Bild von dem, was die Engländer angeblich erwarten, wenn der Korse landet und von ihrem Lande Besitz ergreift: London wird furchtbar gebrandstiftet, trunkene Soldaten reißen Weiber und Töchter aus den Armen der Männer und Väter. Widerstand wird mit sofortiger Tode bestraft. Die Kirchen werden zu Ställen, vier Bischöfe, die sich in die Westminsterabtei flüchteten, werden ermordet, das Parlament wird abgesetzt, Nelson, Pitt, Addington und Sheridan werden im Hyde Park erschossen usw.!

seefahrende, handeltreibende umgewandelt wurde. Daß unterscheidende und für jeden Fremden unerklärliche Charakterzüge der englischen Nation in erster Reihe von der Verquickung des zu hoher Blüte gelangten angelsächsischen Staatswesens mit dem Geiste der normannischen Kraftmenschen herkommen, kann nicht bezweifelt werden; ebensowenig aber, daß von dem Augenblick ab, wo die Wendung zum Seehandel stattfand, auch eine Änderung des im Laufe von fünf Jahrhunderten deutlich herausgebildeten Gesamtwesens anhub, die im letzten Ende zu der Katastrophe führen mußte, deren Anfang wir heute erleben.

Unter „Adel“ versteht man in England nicht, was man in anderen Ländern darunter versteht; es handelt sich nicht um eine Titulatur, durch welche sämtliche Angehörige einer Familie für alle Zeiten sich äußerlich abheben, sondern um die Angehörigkeit zu einer gesellschaftlichen Kaste, die sich innerlich vom übrigen Volke unterscheidet. Unaufhörlich fallen Menschen aus dieser Kaste heraus, unaufhörlich gelangen andere durch Assimilation in sie hinein. Nach dem Titel, den ohnehin immer nur einer der Lebenden führt, fragt niemand; einzig auf die Kaste kommt es an. Aus diesem Umstande ergab sich eine Zwiespaltung, die noch heute das Volk in zwei unüberbrückbar geschiedene Bestandteile scheidet: einen oberen und einen unteren, einen vornehmen und einen unvornehmen.

Wer diesen einen Punkt ins Auge faßt, wird, auch ohne England persönlich zu kennen, bald einen tieferen Einblick in manche Verhältnisse gewinnen, als lange Bücher ihm geben können. So sind zum Beispiel höhere Schulen, der ganzen Nation offen — wie in Deutschland, Frankreich, Italien, überall — in England unmöglich. Es gibt Anstalten, wo die Kinder der Vornehmen erzogen werden, und es gibt Anstalten, wo die Kinder der Unvornehmen erzogen werden; die Buben kennen sich nicht, reden nie miteinander, verachten sich gegen-

seitig. Folglich ist auch eine Universität im deutschen Sinne unmöglich. Die alten Universitäten sind ausschließlich vornehm und züchten jene exquisiten englischen Gelehrten, die, allem Gemeinen in den Klausuren ihrer mittelalterlichen „Colleges“ entrückt, zugleich weltverfärbt, wie sich das von selbst aus der Angehörigkeit zu der herrschenden Klasse einer herrschenden Nation ergibt, oft über unbeschränkte Mühe zu Forschungen und Reisen gebieten; freilich, man muß es zugeben, sie sind ein Treibhausezeugnis. Die neuen Universitäten sind aber in der Hauptsache nur Fachschulen; an ihnen wirken einzelne bedeutende Forscher — namentlich Chemiker, Physiker, Mechaniker und dergleichen —, die fast alle in Deutschland studiert haben; den nur aufs Praktische gerichteten, in keiner Weise der reinen Wissenschaft dienenden Charakter der Anstalten vermögen sie nicht zu beeinflussen. Die eine der tragenden Säulen des heutigen Deutschlands fehlt also ganz in England: die allverbindende, das gesamte Leben der Nation in tausend Kanälen durchdringende und sie zu einer Kultureinheit erhebende Schule und Hochschule.

Nicht minder fehlt in England die Möglichkeit zu einer Volksarmee, zu jener gewaltigen sittlichen Schöpfung, die man das Rückgrat des heutigen Deutschlands nennen kann. Denn das deutsche Heer besäße nicht diese ungeheure moralische Kraft, wenn sich nicht in ihm die unbedingte Einheit aller Kräfte der Nation betätigte und bespiegelte. Alle bilden eine einzige Familie, jeder ist jedem ein Kamerad, sie alle eint der Gehorsam, eint die Pflicht, eint die Liebe zum Vaterland. Ehe die Armee entstehen und die Einheit Deutschlands zu höchster Macht ausgestalten konnte, mußte die moralische und geistige Einheit da sein, eine solche Armee zu wollen und zu schaffen. Diese fehlt in England. In England wissen die zwei Hälften des Volkes — die kleine und die große — nichts voneinander, gar nichts. Was für eine Kameradschaft kann es da zwischen Offizier und Soldat geben? Woher soll die Einheit kommen? Es ist und bleibt das Verhältnis eines Adligen, der Menschen aus einer anderen Welt Befehle gibt und Gehorsam durch seine angeerbte Überlegenheit erzwingt.

Nebenbei gesagt, ist der Engländer aus dem Volke von jeher durchaus unkriegertisch. Die Plantagenets hatten viele Kriege in Frankreich und zeich-

Lord Halifax 1940: „Wir werden nicht zu kämpfen aufhören, bis die Freiheit für uns selbst und für die anderen sichergestellt ist.“

Wie die Engländer unter sich diesen „Kampf um die Freiheit“ sehen und immer gesehen haben, läßt die Zeichnung des Engländers James Gillray aus dem Jahre 1803 erkennen, welche die Auseinandersetzung Napoleons mit England behandelt, und die bezeichnende Unterschrift trägt: „Der Kampf um den Düngerhaufen.“





Lord Halifax 1940: „Wir haben niemals den Krieg gewollt.“

Hier hat Halifax sogar in gewisser Beziehung Recht: England hat den Krieg, wie er augenblicklich dank der deutschen Waffentüchtigkeit steht, sicher nicht gewollt! Immer ist es im Laufe der Geschichte nach Möglichkeit der ehrlichen Auseinandersetzung mit den Waffen ausgewichen, um auf Schleichwegen, durch Bestechung, Erpressung List und Betrug seine Ziele zu erreichen; stets hat es lieber mit goldenen Kugeln gekämpft als mit bleiernen. Das klassische Beispiel für diese Methode, die es nicht nur in Indien oder Afrika, sondern auch in Europa anwandte, ist Eduard VII. Als dieser 1901 den Thron bestieg, trat er als „Friedensengel Europas“ auf. Unablässig bereiste er in den neun Jahren seiner Regierung die europäischen Höfe und Ministerien und brachte es fertig, durch die „Entente cordiale“ mit Frankreich 1904 und die „Triple Entente“ mit Rußland 1906 ein großes Söldnerheer des Festlandes gegen das aufblühende Deutschland aufzustellen. Seine Einkreisungspolitik wurde bereits von seinen Zeitgenossen als Drachensaar erkannt, die bald furchtbar aufgehen mußte, wovon die obige Zeichnung von A. Hengeler 1907 eindrucksvoll Zeugnis ablegt.

ihm erlaubt, denjenigen zu enthaupten, der sich von der herrschenden Klasse nicht mollte dreinreden lassen; nicht weniger blutig hat es aber jedes Volksgelüst nach Macht zu unterdrücken gewußt. Auch heute, wo die Wahlberechtigung derart erweitert ist, daß bedeutende Teile des unvornehmen Volkes mitreden, behauptet sich noch immer die alte Gewalttätigkeit der herrschenden Klasse. Mancher Leser wird Dickens' Schilderung einer Parlamentswahl aus Pickwick kennen. Ich selber kann sie aus späterer Zeit bestätigen. Am Tage der Wahl brachte früh in die kleine Provinzstadt, wo ich weilte, ein Extrazug 400 „roughs“, das heißt rohe Männer, unheimliche Kraftgestalten mit frechen oder verbrecherischen Physiognomien aus der nächsten Fabrikstadt, ein jeder mit einem gewaltigen Knüppelstock versehen. Das war die von der konservativen Partei engagierte Garde; an und für sich ging diese Männer die Wahl in einer fremden Stadt nichts an, sie waren aber dazu da, um angehende liberale Wähler einzuschüchtern und — wenn das nicht genügte — ihnen den Schädel einzuschlagen. Gottlob war der liberale Ausschuß auch nicht faul gewesen, und kurz nachher trafen 300 noch unheimlichere Gesellen aus einer anderen Gegend ein. Den ganzen Tag über wurde nun geohlt, geprügelt, die Wähler aus den Wagen bei den Füßen herausgezogen, die Redner mit faulen Eiern ins Gesicht beworfen und so weiter. Eine eigentümliche Auffassung von der

Freiheit der politischen Meinung und des Wahlrechts! Abends erfuhr ich's noch am eigenen Leibe. Denn ich war damals Schüler in einem „College“, und von den 80 Insassen des Lehrhauses der einzige, der die liberalen Farben trug und sich dadurch zu Gladstone bekannte. Auch die Bitten der Lehrer vermochten mich nicht, die Farben meiner Gesinnung abzuliegen und Disraeli's ans Knopfloch heften zu lassen; und so fiel denn auf einmal die ganze Meute über mich her, warf mich zu Boden und verprügelte mich, bis Lehrer und Diener zu Hilfe eilten. Ich habe an jenem Tage — 46 Jahre sind es her — mehr über englische Verfassung und englischen Freiheitsbegriff gelernt als später aus den Büchern von Hallam und Gneist. Es stehen sich in der Politik Englands zwei Robeiten gegenüber und ergänzen sich: die rohe Gewalttätigkeit der ans Herrschen gewöhnten Klasse und die Grundroheit der gänzlich unkultivierten Masse, die, wie oben dargelegt, nirgendswo mit etwas Höherem Fühlung gewinnt.

Alle diese Erscheinungen gehen auf jene Begebenheit zurück, die als jähe Gewalttat im Jahre 1066 die schöne Kultur des angelsächsischen Staates vernichtete und das Königreich „England“ schuf. Ich bin der Meinung: Englands Aufschwung und Englands Niedergang wurzeln beide hier.

Nun aber die merkwürdige „Wendung“; denn ohne sie wäre vermutlich die allgemeine Demoralisation aller Schichten, die wir heute beklagen, nie eingetroffen.

Schon längst ist John Robert Seelen, in seinem klassischen Buche „The Expansion of England“, gegen die Legende aufgetreten, als seien die Engländer von Hause aus kühne Seefahrer, nach Art der Wikinger und der frühen Normannen; das Gegenteil ist wahr. Es hat viel Mühe und viel Zeit gekostet, den Engländern Geschmack fürs Wasser beizubringen. Seelen macht zugleich aufmerksam, daß die Engländer in Wirklichkeit gar keine Eroberer sind: Kolonien haben sie gegründet, wo die Länder leer standen oder nur von nackten Wilden bewohnt waren; andere haben sie von Holländern, Franzosen, Spaniern durch Verträge ergattert — oder aber, wie zum Beispiel Malta, durch Vertragsbruch. Indien ist durch indische Truppen unterworfen worden; niemals hat England mit Waffengewalt Eroberungszüge unternommen, wie die Spanier und die Franzosen. Der Engländer führt nicht wie Alexander oder Cäsar um des Ruhmes wegen Krieg. „Für England“, sagt Seelen, „ist der Krieg eine Industrie, eine der

Lord Halifax 1940: „Wenn wir wirklich unser Werk tun, so gut wir es in Gottes Auge können, so wird dieses Werk sein Werk sein, und wir können die Folgen sicher in seiner Hand lassen.“

Auch im Burenkrieg versuchten die Engländer das Werk so zu tun, wie sie es „in Gottes Auge“ konnten. Auch damals waren die Reden der englischen Staatsmänner mit religiösen Phrasen verbrämt, und gleichzeitig wurde dem erbetenen himmlischen Segen durch den gewissenlosen Einsatz brutaler, völkerrechtswidriger Mittel nachgeholfen. (Es sei neben der erstmaligen Verwendung von Dumdumgeschossen an die langsame Ausbun- gerung von mehr als 26 000 Buren- frauen und -kindern in englischen Konzentrationslagern erinnert.)

„Wie Chamberlain Krieg führte“ nannte der Franzose Dorville 1899 seine Zeichnung. Die Waffen Chamberlains: Die Segenswünsche der Queen, Lintengift und Dumdumgeschosse.



Lord Halifax 1940: „Wohin wird Gott uns führen? Sicherlich nicht auf leichte und angenehme Pfade. Was er aber tun wird, ist, daß er denjenigen, die demütig darum bitten, einen Geist verleiht, der durch keine Gefahren gestört werden kann.“

Der Eintritt in das 20. Jahrhundert vollzog sich für England unter unglückverheißenden Umständen. Der 1899 leichtsinnig begonnene Raubkrieg gegen das tapfere kleine Burenvolk in Südafrika brachte zunächst für die Engländer bei Magersfontain, Tugelafluß, Spionkop und Reddersberg eine Kette von äußerst beschämenden Niederlagen. Erst die Anwendung sehr brutaler, völkerrechtswidriger Mittel brachte Ende 1900 die Wendung. Als der Burenkrieg für England am ungünstigsten stand, im Frühjahr 1900, erreichte in China auch der berüchtigte Boxeraufstand, der sich gegen alle Fremden, vorwiegend die Engländer richtete, und bei dem in wenigen Monaten über 30 000 Europäer ermordet wurden, seinen Höhepunkt. Zur selben Zeit tobte fast fünf Monate lang eine blutige Rebellion der wilden afrikanischen Aschanti gegen ihre englischen Herren, und die „normalen“ Unruhen in Britisch-Indien und an der afghanischen Grenze, wo die Usfidi Morgenluft witterten, nahmen ungewöhnliche Ausmaße an. Auf diese allseitig bedrohte Lage Englands spielt die Karikatur des Holländers Soranus im „Amsterdamsche Courant“ vom Beginn des Jahres 1900 an. John Bull, den soeben ein Blitz aus der dicken Wolke „Transvaal“ trifft, sieht ängstlich die gefährlichen Wetterwolken China, Aschanti, Britisch-Indien und Usfidi aufziehen und seufzt: „Ich dacht', es würde nur ein wenig regnen, nun merk' ich aber doch, daß ein schweres Gewitter heraufzieht!“



möglichen Arten, reich zu werden, das blühendste Geschäft, die einträglichste Geldanlage.“ Man mag das loben oder nicht; ich erwähne es nur, weil dieser Zug die andern ergänzt: daß die Engländer keine Soldaten sind und auch nicht kühne, verwegene Seefahrer, sondern einzig und allein durch den Handel aufs Wasser gelockt wurden: Handel im Frieden, Handel durch Krieg; Armee und Marine, beide, nicht zur Verteidigung und Stärkung der Heimat, sondern zur Beförderung der in allen Weltteilen betriebenen Bereicherung; sicherlich tüchtig und tapfer, doch nicht der Ausdruck einer nationalen Not und einer moralischen Idee.

Natürlich hatte die Insellage es von jeher mit sich gebracht, daß England vieles von jenseits des Wassers erhalten mußte; nicht nur Eroberer kamen von dort her, auch Waren aller Art. Lange Jahrhunderte lag aber dieser Handel in fremden Händen. Selbst das Fischen an der englischen Küste wurde zumeist von Niederländern betrieben.

Zum allerersten Male in der Geschichte segelten Juli 1518 sieben englische Kriegsschiffe ins Mitteländische Meer ein, als bescheidener Bestandteil einer mächtigen holländischen und venezianischen Flotte (Corbett: England in the Mediterranean). Jetzt hatte England die neue Weltlage und die Gelegenheit, die sich gerade ihm zur Bereicherung bot, erkannt. Alles Problematische war ja schon von anderen geleistet: der Ost- und der Westweg entdeckt, die Neue Welt aufgeschlossen, Indien zugänglich, mit China Fühlung gewonnen; jetzt hieß es nur zugreifen nach der Moral des Mephistopheles:

Man fragt um's Was? und nicht um's Wie?
Ich müßte keine Schifffahrt kennen:
Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig sind sie, nicht zu trennen.

Lord Halifax 1940: „Wir werden den Kampf durchführen, auch wenn er uns alles kosten mag.“

Die Engländer haben sich selbst stets als eine Gesellschaft der Kaufleute angesehen, nicht als soldatisches Volk. Alle ihre Kriege haben sie nüchtern und berechnend begonnen und durchgeführt; wenn das „Geschäft“ sich nicht zu lohnen versprach, wick man der blutigen Auseinandersetzung lieber aus — oft mit erheblichem Prestigeverlust. Englands Ehre hieß zu allen Zeiten „Geld und Macht“! — Die Karikatur des Holländers Braakenfiel in „De Amsterdamer“ von 1898 zeigt John Bull, der in diesem Jahrzehnt unter Salisbury versuchte, aus seiner „splendid isolation“ herauszutreten, im „Konzert der europäischen Großmächte“. Er sitzt auf seiner Insel und sagt sich, schmunzelnd mit seinem Geld klimpernd: „Ein hübsches Konzert, aber von allen Musikinstrumenten klingt doch am angenehmsten das meinige!“

VII/VIII/23

Hiermit ist die nun einsetzende Politik Englands genau bezeichnet: Krieg, Handel und Piraterie.

Sobald sich England auf den überseeischen Handel legt, ist gleich der Haß da, und zwar als erstes der Haß gegen die deutsche Hansa; wer Näheres erfahren will, braucht nur in Schanz: „Englische Handelspolitik“ nachzuschlagen. Sofort ist auch das Räuberwesen da: Ohne Krieg zu erklären, fällt England wie ein Geier auf das nichts ahnende spanische Jamaica und gründet so sein westindisches Reich. Lange Zeit hindurch beschränkt sich Englands „kolonialtätigkeit“ darauf, auf offenem Meere die spanischen Galeonen abzufangen, die mit Gold und kostbaren Waren beladen heimfahren. Überhaupt wächst das Rauffahrer treibende England überall an den anderen Nationen empor und wird dann durch deren Vernichtung groß und größer. Die Piraterie geht voran; an ihr blüht der Handel auf; Krieg macht man, wo es nicht anders geht, doch immer eingedenk der „Island policy“ Lord Bolingbroke. Erst verbindet sich England mit Holland, um Spaniens Kolonialreich zu vernichten, dann mit Frankreich, um Holland den Lebensnerv zu durchschneiden; dann erspäht es, wie genial der große Franzose Dupleix das indische Problem erfaßt hat, macht's ihm nach und heßt die Inder gegen die Franzosen, die dort friedlich ihren Handel trieben, dann die Inder gegen Inder, bis es zuletzt — wie Seeley sagt — „ohne Eroberung“ eines der größten Reiche der Welt sich unterworfen hat. An der Schwelle des 19. Jahrhunderts urteilt der milde und zugleich unbeirrbar scharf blickende Kant, England





Lord Halifax 1940: „Wir werden weiterhin standhaft gegen die Macht des Bösen stehen.“

„Das Böse“ ist, in englischen Augen, dabei immer entweder „der böse Feind“, demgegenüber man in den Presseverlautbarungen oder amtlichen Communiqués möglichst martialisch auftreten muß, wenn man auch noch so viele Haare gelassen hat, oder „die böse Meinung“, gegen deren Anwürfe und Vorwürfe man sich mit einer Nilpferdhaut wappnet in der Hoffnung, daß der endgültige Erfolg alle zwischenzeitlich erlittenen Schlappen und begangenen Verbrechen vergessen läßt. Die beiden nebenstehenden, aus russischer Feder stammenden Zeichnungen dürften geeignet sein, vergesslichen Gemütern die Veruche John Bulls während des Burenkrieges „standhaft gegen die Macht des Bösen zu stehen“ zur rechten Zeit ins Gedächtnis zurückzurufen.

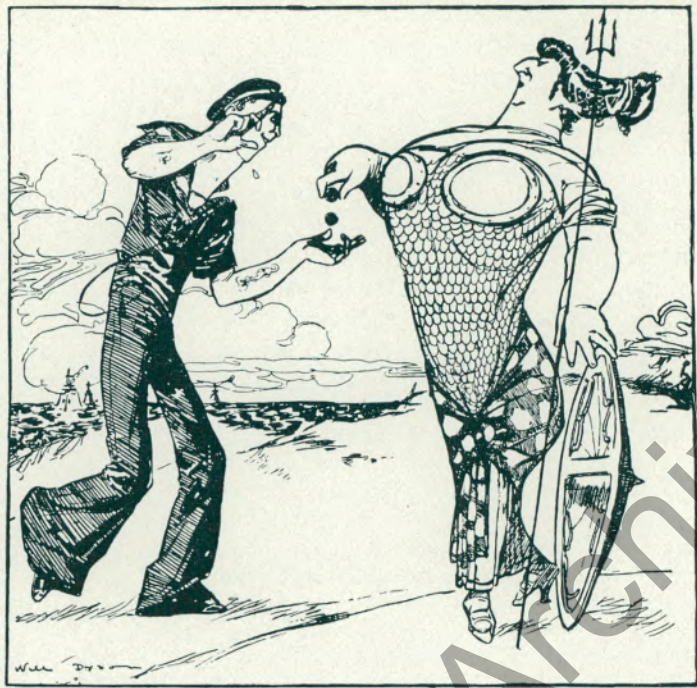


sei „der gewaltsamste, kriegserregendste Staat“. Wie gottverlassen amoralisch das Volk unter dem Einfluß dieses neuen Geistes bald wurde, das möge ein einziges Beispiel vor Augen führen. Wie werden in englischen Schulen die Schlachten gefeiert, die Marlborough mit seinen deutschen Soldaten gewann! Was war nun ihr wahres Ziel und ihr Erfolg? England das Monopol des Sklavenhandels zu sichern! Lecky, der Verfasser der großen „Geschichte Englands im 18. Jahrhundert“, sagt, nach den Utrechter Friedensverträgen (1713) habe der Sklavenhandel „den Mittelpunkt der ganzen englischen Politik“ ausgemacht. Solange dieser Handel einträglich blieb, betrieben ihn die Engländer; Liverpool zum Beispiel ist nicht durch seine Industrie, sondern durch das Erjagen und Verschachern unseliger Millionen von Schwarzen groß geworden. Der patriotische Geschichtschreiber Green bezeugt wörtlich: „Die entsetzlichen Grausamkeiten und die Rücksichtslosigkeit dieses Handels, der Ruin Afrikas und die Zerstörung der Menschenwürde erregten bei keinem Engländer Mitleid.“ Dann allerdings geht Green über zur Schilderung der Bemühungen einzelner Philanthropen; doch vermochten diese jahrzehntelang gar nichts; das Parlament blieb taub, die Kaufleute waren empört — bis zu dem Tage, wo eine neue Situation diesen Handel unerwünscht scheinen ließ, und nun unter widerlich heuchlerischen Beteuerungen von Humanität und von Englands Mission, allen anderen Völkern leuchtend voranzugehen und so weiter der Sklavenhandel gesetzlich abgeschafft wurde. Hierüber sind wir so glücklich, das klare, unvergängliche Urteil Goethes zu besitzen: „Jedermann kennt die Deklamationen der Engländer gegen den Sklavenhandel, und während sie uns weismachen wollen, was für humane Maximen solchem Verfahren zugrunde liegen, entdeckt sich jetzt, daß das wahre Motiv ein reales Objekt sei, ohne welches es die Engländer bekauntlich nie tun und welches man hätte wissen sollen. An der westlichen Küste von Afrika gebrauchen sie die Neger selbst in ihren großen Besitzungen, und es ist gegen ihr Interesse, daß man sie dort ausführe. In Amerika haben sie selbst große Negerkolonien angelegt, die sehr produktiv sind und jährlich einen großen Ertrag an Schwarzen liefern. Mit diesen versehen sie die nordamerikanischen Bedürfnisse, und indem sie auf solche Weise einen höchst einträglichen Handel treiben, wäre die Einfuhr von außen ihrem merkantilischen Interesse sehr im Wege, und sie predigen daher nicht ohne Objekt gegen den inhumanen Handel.“

Es ist im Rahmen eines Aufsatzes unmöglich und wohl auch unnötig, zu schildern, wie auf diesem Wege der immer ausschließlicheren Hingabe an Handel, Industrie, überhaupt an Gelderwerb Englands Agrikultur nach und nach zugrunde ging. An der Wende zwischen dem 18. und dem 19. Jahrhundert lebten die englischen Weber noch auf dem Lande in bequemen Häusern mit Gemüsegärten und Feldern; heute kann

sich nur ein sehr reicher Kaufmann den Luxus gönnen, in England auf dem Lande zu leben, denn dessen Unbau zahlt nicht die eigenen Kosten. Im Jahre 1769, bei einer Gesamtbevölkerung von 8½ Millionen, waren 2 800 000 mit der Bebauung des Landes und der Pflege der Herden beschäftigt; im Jahre 1897, bei einer Bevölkerung von rund 40 Millionen, arbeiteten alles in allem 798 000 Männer und Frauen auf dem Lande (Gibbins: The industrial History of England, 5. Aufl.).

Hiermit hängt nun eine tiefgreifende Umänderung des ganzen Charakters der Bevölkerung in beiden Schichten zusammen; durch diese Wendung sind Leben und Seele des Engländer nach und nach vollkommen umgewandelt worden. Das alte England hatte jahrhundertlang das unschätzbare Glück genossen, keinen äußeren Feind befürchten zu müssen, und seine wenigen Kriege hatte es, wie schon bemerkt, durch fremde Soldaten schlagen lassen. So blühten denn Landbau und Landleben auf, und — wie die alten Dichter uns zeigen und die neuen Gelehrten uns ziffernmäßig nachweisen — nicht nur die Herren, sondern auch die kleineren Pächter und Knechte waren ungleich besser daran als heute. In ganz Europa genoß England den Ruf des Wohlbehagens und der „Heiterkeit“. Das ist alles anders geworden. Was das „merry old England“ (heitere alte England) betrifft, dessen höchste Blüte — jedem von uns aus Shakespeare und aus Walter Scott vertraut und lieb — in die Zeiten Heinrichs VIII. und Elisabeths fällt, es ist nach und nach, zuerst ganz allmählich, später rasend schnell, genau im gleichen Schritte — aber in umgekehrter Richtung — mit der Entwicklung der Schifffahrt und der Industrie entschwinden. Heute ist die letzte Spur zertreten: man trifft in England keine Behäbigkeit, keinen breiten, gütigen Humor, keine Heiterkeit an; alles — soweit das öffentliche Leben in Betracht kommt — ist Hast, Geld, Lärm, Pomp, Prozedentum, Vulgarität, Arroganz, Mißmut, Neid. Man erinnert sich des schönen alt-englischen Weihnachtsfestes mit dem Schmuck von fruchttragenden Etechpalmen und den Mistelzweigen, unter denen unschuldige Küsse gestohlen wurden. Am wenigsten an diesem Tage war, selbst noch vor dreißig Jahren, in ganz England auch nur ein Mensch aus seinem Heim zu locken; heute sind die Säle aller Riesengasthäuser Londons schon wochenlang vorher ausvermietet; an tausend Tischen sitzt Familie an Familie, ist und zecht und lämt, bis dann um Mitternacht das gemeinsame Abbrüllen trivialer Gassenhauer im Stile des widerlichen „for he's a jolly good fellow“ anhebt, nach welcher Verbrüderungsfeier die Tische schnell abgeräumt werden und nun alle diese Jünglinge und Mädchen, die sich vorher nicht kannten, sich in widerlicher Promiskuität dem Genuße von Negertänzen hingeben, während die Geseßteren in Nebenräumen Karten spielen. So wird heute die Geburt unseres Heilandes Jesus Christus in England gefeiert! Und dieses Beispiel wähle ich aus der Fülle



Lord Halifax 1940: „Die christliche Botschaft an die Welt bringt Frieden im Kriege, Frieden, wo wir ihn am meisten benötigen, nämlich den Frieden der Seelen.“

Nach allgemein menschlicher Auffassung beruht der Frieden der Seele auf dem Gefühl, das Rechte zu tun; auf dem guten Gewissen. Wenn also Lord Halifax diesen Seelenfrieden als das bezeichnet, was England am nötigsten habe, so gibt er damit, wenn auch ungewollt, das schlechte Gewissen Englands zu! Er bestätigt gleichzeitig etwas, wovon schon im vorigen Jahrhundert Burke, Byron, Ruskin, Carlyle, Gladstone und andere Ausnahmengländer zutiefst überzeugt waren. Der Satz „right or wrong my country“ kann nur von Menschen mit weitem Gewissen zu solcher Treibhausblüte gebracht werden wie in England. Schon seit vielen Generationen hat England sein Gewissen an den „Satan Kapital“ verkauft; es ist sich dieser Tatsache durchaus bewusst, so daß mit zynischer Offenheit darüber gesprochen wird — natürlich nur, wenn kein „fremder“ in der Nähe ist. Kriege sind für England blühende Geschäfte. „Wir sitzen dabei wie ein heiliger Quäker und reiben uns die Hände über den schwinghaften Waffenhandel“ stellte schon im deutsch-französischen Krieg 1871 der englische Diplomat Morier fest. Auf diese krämerhafte Grundeinstellung der Engländer zum Kriege weisen auch die Zeichnungen Will Dysons im „Daily Herald“ hin. „Ich kann nicht gegen meine bessere Natur... Geschäft ist Geschäft... auch im Kriege“ stellt auf dem linken Bild der Satan Kapital, der John Bulls Züge trägt, fest. An dem erfolgreichen Geschäft aber werden auch, wie die rechte Zeichnung des gleichen Künstlers zeigt, die durch Handgeld zur Piraterie geworbenen englischen Matrosen mit einem gewissen Prozentsatz der völkerrechtswidrig gekaperten Beute beteiligt.

absichtlich, weil sich in dieser geschmacklosen Art, sich zu vergnügen, das Gegenteil des „merry“ kundtut. Ich glaube nicht, daß irgendein urteilsfähiger Engländer mir widersprechen wird, wenn ich sage: Wir waren merry, wir sind es nicht mehr. Mit dem vollkommenen Niedergang des Landlebens und mit dem ebenso vollkommenen Siege des einen einzigen Gottes des Handels und der Industrie, Mammon, ist auch die echte, harmlose, naive, herzerquickende Heiterkeit aus England entschwunden.

Mit Bestimmtheit glaube ich behaupten zu dürfen, die Katastrophe des völligen Niedergangs der englischen Heiterkeit, der englischen Weisheit, der englischen Redlichkeit (denn auch diese war in früheren Zeiten sprichwörtlich) ist dem Umstand zuzuschreiben, daß die Wendung zu Krieg, Handel und Piraterie ein Volk traf in jener eigenartigen zwiespältigen Zusammensetzung. Alle Kultur — Religion, Schule, Heer, Kunst, Gefeßgebung, Lebensgewohnheiten — setzt, wohlbeachtet, Einheit voraus, sobald sie eine ganze Nation durchdringen soll, in der Weise durchdringen, daß jeder einfachste Mensch etwas davon abbekommt. Was damit gesagt wird, wissen wir in Deutschland genau und brauche ich darum nicht zu schildern; in England weiß man nichts davon. Sobald der „verfeinerte“ Adelige des 15. Jahrhunderts die „geistigen Interessen“ verloren hatte und nach Gold lüstern geworden war, da stand der herzlose Sklavenhändler da. Nichts Roheres gibt es auf der Welt als ein roher Engländer; er besitzt gar keinen anderen Halt als eben seine Rohheit. Meistens ist er kein schlechter Mensch; er hat Offenheit und Energie und Lebensmut; er ist aber ignorant wie ein Kaffer, macht keine Schule des Gehorsams und der Ehrfurcht durch, kennt kein anderes Ideal als „to fight his way through“, sich durchzukämpfen. Diese Rohheit hat nach und nach von unten bis oben — wie das stets der Fall ist — fast die ganze Nation durchtränkt. Söhne von Grafen und Herzögen entschwinden aus der Gesellschaft; man fragt nach ihrem Verbleib: „Oh he's making his heap!“ er scharrt sich seinen „Haufen“ zusammen, das heißt, seine Million; wo und

wie, das wird nicht gefragt und nicht gesagt! Plötzlich taucht er als reicher Mann wieder auf, und da ist alles gut. Inzwischen hatte sich aber in der oberen Kaste eine andere Art von Verrohung durchgesetzt, die in politischer Beziehung noch bedenklicher ist: bei äußerlich gleichbleibender guter Besittung und zartem Anstand hat der moralische Kompaß „seinen Norden verloren“. Die Versuchung nach ungeheurer Macht auf Grund von ungemessenen Schätzen ist zu stark gewesen; im Adel und den ihm verwandten Kreisen wußte man bald nicht mehr zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden. Derselbe Mann, der im Privatleben nie von dem skrupulösesten Anstand abgewichen wäre, beging im vermeintlichen Interesse seines Vaterlandes jedes Verbrechen. Die Propheten unter uns — ein Burke, ein Carlyle, ein Ruskin — haben schon seit hundert Jahren und mehr auf die erschreckende Abnahme der Wahrheitsliebe — einst in England so einzig heilig gehalten! — aufmerksam gemacht. Auch hierfür möchte ich zum Schluß — und da Ausführlichkeit ausgeschlossen ist — ein Beispiel greifbar hinstellen; der Leser wird einsehen lernen, auf welche Wege oder vielmehr Abwege England geraten ist.

Der Name Warren Hastings wird den meisten bekannt sein. Ohne Frage verdankt England seine Herrschaft in Indien in erster Reihe diesem Manne, der es mit machiavellistischer Klugheit verstand, die verschiedenen Landschaften und Stämme und Bekenntnisse und Königshäuser Indiens gegeneinander auszuspielen und außerdem sie alle gegen den Wettbewerber der Franzosen aufzureizen. Neben eminenter Verstandeskraft und eisernem Willen hat nun Warren Hastings vor allem das eine ausgezeichnet, daß er in politischen Dingen keine Bedenken kannte. Mit Tyrannen wie Tipu Sahib, mit Verbrechern, die sich aus tiefsten Kasten zu Fürsten aufgeschwungen hatten und nun wie wilde Tiere über die geduldigen Inder herrschten, kurz, mit der schlimmsten Rotte asiatischer Unmenschen, denen das arme Indien verfallen war, hatte er es zu tun. Gewiß waren da sanfte Mittel nicht am Platze, und hätte die Handelsgesellschaft oder die hinter dieser

stehende englische Regierung mit kräftiger Waffengewalt eingegriffen, sie hätten ein edles Werk edel vollbracht. Davon war aber keine Rede. Die Regierung dachte nicht daran, mit Geld oder Soldaten helfend einzugreifen, und die Gesellschaft wollte nicht vermehrte Ausgaben, sondern im Gegenteil gesteigerte Einnahmen. Und da verband sich Hastings das eine Mal mit dem einen indischen Fürsten, das andere Mal mit dem anderen; fragte nicht nach Recht und Gerechtigkeit, beschützte vielmehr den größten Schurken unter den Thronräubern, so lange er dadurch den Interessen seiner Handelsgesellschaft und damit auch — wie er vermeinte — denen Englands am besten diene. Vor allem war Geld nötig; wie sollte er sonst eine Armee ausrüsten und erhalten? Indien mußte Indiens Unterjochung bezahlen. Und so suchte Hastings unter den rivalisierenden Fürsten diejenigen aus, welche ihm die höchsten Geldleistungen versprachen; diese unterstützte er mit allen jenen Mitteln, die ein Europäer zur Hand hatte. Auf diese Weise hat er die Einnahmen der Ostindischen Gesellschaft fast verdoppelt. Wie aber war das möglich? Wie konnten die betreffenden Fürsten so große Zahlungen leisten und so zahlreiche Soldaten stellen? Durch so entsetzenerregende Grausamkeiten, daß die Welt von nichts Ähnlichem gehört hat; Grausamkeiten, welche ewige Schande über den Begriff des Menschentums gebracht haben. Da trat denn 1786 der große — schon durch diese eine Tat unsterbliche — Burke auf und riß das Parlament durch seine Beredsamkeit hin, Anklage gegen den Mann zu erheben, der den guten Ruf Englands schändete. Als die Sache vor das Oberhaus als oberste richterliche Instanz gebracht wurde, hat Burke sechs Tage hintereinander gesprochen, die Klage in jeder Einzelheit begründet und mit den Worten geschlossen: „Ich klage Warren Hastings an im Namen der ewigen Befehle aller Gerechtigkeit, ich klage ihn an im Namen der Menschennatur, die er mit Schimpf bedeckt hat.“ Zehn Jahre schleppte sich der Prozeß hin, das heißt, wurde er mit allen gerichtlichen Mitteln und Kniffen hingeschleppt. Man kann sich denken, wie sehr die damalige Entfernung Indiens alle Zeugenvernehmungen und Verhandlungen erschwerte und verlangsamte, und wie sehr dies Hastings und der Handelsgesellschaft zugute kam. Immer von neuem wurde wiederholt: Ja, er hat die Einnahmen von 3 000 000 Pfund Sterling auf 5 000 000 erhöht; was wollt ihr denn mehr? Auch heutigen Tages findet man in englischen Büchern fast überall diese Zahlen angeführt; damit gilt Hastings als gerechtfertigt. Außerdem hatte er den berüchtigten Opiumhandel erfunden: sollte ein solches Genie bestraft werden? Pitt, der als Premierminister die Akten kannte, sagte: „Es gibt nur eine Rettung: er muß die Staatsnotwendigkeit vorschützen.“ Kurz und gut: Hastings wurde freigesprochen. Burke, in der letzten seiner großen Gerichtsreden, seiner heroischen Versuche, der guten Sache zum Siege zu verhelfen — mehrmals war er dabei vor Erschöpfung in Ohnmacht gefallen — sprach die ewig denkwürdigen Worte: „Meine Lords, wenn Sie diesen Schändlichkeiten gegenüber



Lord Halifax 1940: „Diejenigen von uns, die nicht bei der Truppe dienen können, müssen in anderer Weise ihr Bestes tun, um unseren Streitkräften zu helfen.“

Die Aufgabe, die der englischen Presse dabei zufällt, hat Northcliffe, der Besitzer der von der Regierung bezahlten Zeitung „The Times“ einmal dahin gekennzeichnet, daß er die Propagandalüge als „legale Waffe“ bezeichnete. Dem englischen Zeichner M. S. Morgan verdanken wir die trefflichere Bezeichnung dieser Waffengattung. Er nannte sein 1898 veröffentlichtes Spottbild: „Die Dreckschleuder!“

die Augen verschließen, dann machen Sie aus uns Engländern eine Nation von Hehlern, eine Nation von Heuchlern, eine Nation von Lügern, eine Nation von Falschspielern; der Charakter Englands, der Charakter, der — mehr als unsere Waffen und mehr als unser Handel — aus uns eine große Nation gemacht hat, der Charakter Englands wird vernichtet sein, auf ewig verloren. Gewiß, auch wir kennen die Macht des Geldes, und wir fühlen sie; gegen sie aber legen wir Berufung ein bei euren Lordships, damit Sie Gerechtigkeit üben, damit Sie unsere Sitten und unsere Tugenden retten, damit Sie unseren Nationalcharakter und unsere Freiheit beschützen!“

Der Tag, an dem Warren Hastings freigesprochen wurde — der 23. April 1795 — ist einer jener Tage, von denen ich zu Beginn dieses Aufsatzes sprach, wo Geschichte und Charakter sich schneiden und wir urplötzlich einen Blick in das Innerste tun. Das neue England — das natürlich schon lange im Werden aus dem alten begriffen gewesen war — jetzt stand es fertig da. Hastings hatte sich nicht persönlich bereichert, er hatte nicht als Privatmann andere Privatindividuen betrogen, er hatte vielleicht in seinem Leben keine Fliege getötet; doch im Interesse seines Vaterlandes — das heißt seiner Macht, seines Reichtums — ist er vor keiner Lüge, vor keinem Meineid zurückgeschreckt, hat verraten, wer ihm vertraute, hat Unschuldige nicht beschützt und Verbrecher auf den Thron erhoben; er hat es geduldet, daß andere Menschen Grausamkeiten fürchterlichster Art ausübten, indem er einfach den Rücken drehte, nichts davon wissen wollte, englische Beamte, die darüber entsetzt berichteten, kassierte. Wie man sieht, mit dem neuen England steht auch der moderne englische Staatsmann fertig da. Das ist das heutige politische England, wie Burke es vorausverkündet hatte: Hehler, Heuchler, Lügner, Falschspieler. Bitter tröstet sich Ruskin: „Sorgen wir uns nicht um dieses England, in hundert Jahren zählt es zu den toten Nationen.“ Auch ich glaube nicht an die ungeheure Kraft Englands, von der wir soviel hören; wahre Kraft kann nur im Moralischen wurzeln. Der einzelne Engländer ist tapfer und tüchtig, der Staat „England“ ist morsch bis auf die Knochen; man fasse nur fest zu.

Deutschland ist nun so gänzlich anders geartet, daß es England — das heutige politische England — seit Jahren gar nicht verstand und sich immer von neuem von ihm irreführen ließ. Fast fürchte ich, es geschieht in Zukunft nicht minder; das könnte verhängnisvoll werden. Darum mußte ich, Engländer, den Mut haben, die Wahrheit zu bezeugen. Uns alle kann einzig ein starkes, siegreiches, weises Deutschland erretten.

Bayreuth, 9. Oktober 1914.

Walter Thoms

Alte deutsche Bergmanns- poesie.

Eine
kulturgegeschichtliche
Studie
von
Dr. Helmut Gumbel.

Bergmannsbecher
(Dresden, Ende 17. Jahrhundert)
mit umlaufender Darstellung
arbeitender Bergleute.



Sichtbilder: Hallensleben.

Museum des Siegerlandes.

Im sächsischen Bergbauggebiet steht auf einem alten, verwitterten Grabstein folgende Inschrift:

„Schlägel und Eisen führen wir in Händen
Das soll unser Nahrung seyn /
GOTT woll uns seine Engelein senden /
frohlich fahren wir aus und ein.“

Zwischen diesen beiden Polen: Arbeitsamkeit und Gottvertrauen ist die ganze reichhaltige Bergbaupoesie früherer Zeiten beschlossen. Die Freude an der Arbeit, das feste unerschütterliche Zusammengewachsensein mit einer Tätigkeit, die dem Kumpel Lebensbedürfnis ist, die Schwere mitsamt der Gefahr, das Glück an reichen Funden und die Not, wenn Erz oder Kohle versiegt, die lange Strecke eines fleißigen, mühsamen Lebens vom Treck- oder Klaubefahren bis zum Greis, der nach vielen Knappens- und Hauerjahren wieder dort arbeitet, wo er als Jüngling angefangen hat, das alles läßt sich nicht denken ohne eine tiefe Religiosität, ohne die Glaubigkeit, die sich an den Wundern im Erdinneren täglich neu

erprobt, ohne die Anerkennung eines außerirdischen Waltens, das spürbar und merklich in die hundert Einzelberichtigungen der täglichen Arbeit hineingreift. Wohl kein Stand ist im Mittelalter so voll Dankbarkeit gegen die höchste Macht gewesen wie gerade das Bergvolk. Die vielfachen und unübersehbaren Gefahren unter Tage brachten es mit sich, daß der Bergmann bei seiner täglichen Fahrt in die Tiefe sich dem Schutze Gottes empfahl und seiner nach beendeter Schicht gedachte. Sehr zahlreich sind deshalb auch die religiösen und kirchlichen Lieder, welche uns aus dem Bergbau überliefert sind.

Hinzu kam, daß die einsame Arbeit in dunkler Tiefe den natürlichen Hang zur Nachdenklichkeit, zum Grübeln und Spiritisieren unterstützte und begünstigte.

Mit der Überzeugung vom Vorhandensein einer göttlichen Macht Hand in Hand ging die Achtung und Anerkennung der von Gott eingesetzten Obrigkeit. Gerade der Bergmann hat von jeher um die Arbeitskameradschaft gewußt, welche jeden am Bergbau Beteiligten vom obersten

Landesherrn über die Bergbeamten und die Vorgesetzten auf Gruben und Zechen bis herab zum jüngsten „Karrenläufer“ verband und mit einbezog in die Gemeinschaft, die es sich zum Ziel gesetzt hatte, die Erze oder die Kohle zu fördern und nutzbar zu machen.

„Schichtmeister laßt euch sagen /
bedencket eure pflicht /
Ein groerk mus vil drann wagen /
Eh er offt außbeuth krigt /
rechnung müßt jhr ablegen
Bey got und obrigkeyt
von dises bergkwercks legen /
Bedenckts wol allezeyt.

Den Steiger auff der gruben
Wird alles anvertraut /
Er ist ser hoch zu loben
Wenn er bergkmennisch baut /
Wann er kan außbeuth geben /
felt man jhn lieb und werth /
Wo nicht / thut offt schlecht stehen /
wenn er zubuff begert.“

Diese Anerkennung der Leistungen der Vorgesetzten, der Aufsichtspersonen, der übergeordneten Instanzen bewahrte das Bergvolk davor, eingebildet zu werden auf die eigene Leistung und andere Berufe gering zu achten. Zum Beweis stehe hier für viele:

„Ein Schmelzer / koler unndt bergkman /
Die kahmen offte zsammen /
Und fungn zu disputtiren ahn
Sprachen in Gotes nammen /
Der Bergkman tinkt sich hübsch undt fein /
Er wolt nit der geringste seyn /
Den Vorzugk wolt er haben.

Den Bergkman lobt man überal
Den bergkman tut man preissen /
Der ertzt / quartz undt all metall
Gewinnt mit schlegel und eisen /
Er hatt bey fursten und heren gunst /
sein erbet tut er nit umsonst /
man tut ihm gnad erweyssen.

Der schmelzer sprach: ich bin der man /
Den jhr bei euch mußt haben /
Der ertzt und quertz zerschmelzen kan /
Die reichen gotes Gaben.
Daß ertzt den bergkman nutzet nicht
Wenns nicht der schmelzer zugericht /
Man lobt die schmelzer knaben.

Der koler horte dise worth /
sing drober ahn zelachen /
Er sprach ohn kolen gahts nit fort
On mych konnt jhr nichts machen /
Mit kol macht mann das ertzt zugut /
Darbei jhr mich verachten tut /
Bedencket doch die lachen.

Endlichen spragen sie ale drey /
Laßt uns beylamen halten /
Ein ieder tut das sein darbey
Die jungen mit den Alten /
Der bergkman / schmelzer und koler frey
Die synd vergnüget alle drey
Undt lan Got stete walthen.“

Der Stolz des Bergmannes auf seinen Beruf spricht aus den meisten dieser alten Verse, die Verbundenheit mit einer Tätigkeit, die als ernst genommene Lebensaufgabe betrachtet wurde.

Auf vielen alten Trinkgefäßen findet man ebenfalls Bergsprüche, die sich wohl von Generation zu Generation erhalten haben:

„Auf Stölln und Strecken
laß dich nichts schrecken.“

Oder:

„Schlag wacker drauff /
es folgt Glückauf!“

Es ist eine absichtlich betonte Einseitigkeit, welche sich in der Bergpoesie zeigt. Doch hat gerade der Bergmannsberuf eine derartige Fülle von Eigenheiten, einen überaus reichen, nur diesem Stand eigentümlichen Sprachschatz, eine Vielfalt der Beschäftigungen von der Gewinnung des Erzes bis zum fertigen Gebrauchsgegenstand, daß die Beschränkung auf das eigentliche Arbeitsgebiet auch in den Bergreihen nur einen Vorzug bedeutet.

„So große freude der auch mag haben /
Der im Lust-Garten spazieren umgeheth /
So hoch erfreue ich mich alle Tag /
Wenn ich die fahrten angreiff und befehe /
Den großen Wunderbaum tieff in der Erden /
Auf den Gott allerlei fruchte thut werden.
Das Gold so roth und das Silber so weiß
Wird beydes von diesem Baume gebrochen /
Das Eisen harte / das Bleye so weich /
Muß man auch von diesem Baume erhoffen /
Das Kupffer thut auch von ihm entpriessen /
Des Zinnes läßet er viel von sich fließen /
Den Wisemuth frisch und schmelzef=rieß
kann man von selbigem Baume genießen.“

Man muß sich die Bergleute vorstellen beim Bergbier, bei Festlichkeiten, wie sie von sangeskundigen Knappen durch immer neue und doch ewig alte Bergmannsreihen unterhalten wurden, immer im Kreis der Dinge bleibend, der ihnen geläufig und verständlich war. Der Tageslauf des Bergvolkes war ein unerschöpfliches Thema für diese erd- und berufsverwachsene, bodenständige Poesie, die als Ausdruck einer freudigen Lebensbejahung genommen werden muß, als belebender Rhythmus zur Arbeit und als Ausspannung nach mühsamem Lagerwerk.

Man kann die bergmännische Freude an Festen, an frohen Gesängen, am Ausruhen nach vollbrachter Arbeit nur zu gut verstehen, wenn man sich die Mühen und Gefahren vor Augen hält, denen sich der Kumpel bei dem primitiven Stand der Technik früher gegenübergestellt sah. Der Feierabend war wohl verdient, wenn die Schicht zu Ende war. Es ist vielleicht kein Zufall, daß gerade dieses Wort „Schicht“ vom Bergmann nicht nur für seine Arbeit, sondern für jegliche Tätigkeit benutzt wurde und noch wird, ja sogar der Schluß der Arbeit und das Nichtstun nicht ohne das Wort Schicht auskommen in dem Ausdruck „Schicht machen“. Wurde doch auch das abendliche Glas Bier mit „Bierschicht“ bezeichnet und der Gang zum Friedhof als „Grabschicht“.

Zum Schluß noch „Ein Loblied auf das edel Bergkwerck“, das ebenfalls von den beiden eingangs erwähnten Säulen getragen ist: einmal von dem Glauben an ein höheres Walten und vom Dank für diese Vorsehung, die aller Arbeit erst zum Gelingen verhilft, zum anderen von der freudigen Bejahung des erwählten Berufes, der stolze Befriedigung gewährt und tätigen Lebensinhalt zum Nutzen des allgemeinen Wohles bedeutet.

Mittelalterliches
Harzer
Silberbergwerk.

Relief
auf der
„Rammelsberger Kanne“.



„Die Bergmensch weile gefalt mir Ier wol /
Wen ieder so lebet wie er pillich (billig) sol /
Auffrichtig / gottfürchtig und fleißig dabey /
Dis synt die berckmennischen tugenter drey.

Dem Berckman / so teutliche Auffrichtigkeit liebt /
Der höchste Bergfürste Berg Segen auch giebt /
Ein Praler hingegen hat selten Gedieg (gediegenes Erz) /
Auff manchen den füßen be tehet seyn gelück.

Die gottesfurcht zirt den Berckman vor alln /
Und one sie kan er got nimals gefaln /
Ein gotloses Wesen besteht nicht vor got
Und bosheit wird entlich der ganzen woldt spott.

Ein fleißiger arbeyter isset seyn brodt
Mit guten gewissen / mit ihm rats nit rot /
Wer aber die faulheit sich leffet beliebn /
Wird entlich wie flüchtige spreue zerrstiebn.

Glück auf! dem der fleißig und auffrichtig ist /
Glück auf! dem der gottesfurcht nimmer vergißt /
Glück auf! dem der berckmennisch tugent libt /
Glück auf! dem der solchen sich gentlichen gibt.

Allhofflich (sehr gut) stehts alzeyt mit solchen Berckman /
der sich solch tugent mit rechten rümen kan /
Glück auf! dem Gewercken / der Cot veste traut /
Und mit solchen berckleuthen kuxe verbaut.

Drum lob ich das berckwerck / drum lib ich es auch /
Drum halt ich bestentig berckmennischen brauch
Auffrichtig / gottfürchtig und fleißig alzeyt /
Dis bleibet die losung rechtschafner berckleuth.

Glück auf! jhr berckleuth ich halt es mit euch /
Und wüntsche euch aller bercklegen zugleich /
Got laße das berckwerck in flor fort gan
Got laße das berckwerck in legen bestan.“

Der Ruhrbergbau vor hundert Jahren.

I. Von Bergbehörden, Bergämtern und Bergschulen.

Der Ruhrbergbau tritt jetzt allgemach in die Zeit der hundertjährigen Erinnerungen an den durch die Dampfmaschine ermöglichten Übergang zum Tiefbau und damit zum Großbetrieb ein. Da mag es denn wohl angebracht sein, der heute lebenden Generation ein Bild von der Organisation des Ruhrbergbaus vor 100 Jahren zu geben.

Die führende Rolle auch im privaten Bergbau spielten damals unter dem sogenannten Direktionsprinzip die Beamten der Bergbehörde. Ihnen gegenüber stand der Gewerke, von dem das Scherzwort umging, daß es seine Aufgabe sei, „die von einem hochwohlwolllichen Bergamte festgesetzte Zubuße zu zahlen“. In der Tat waren die die gesamte Haushaltführung der Bergwerke überwachenden Bergbeamten gegenüber den Gewerkschaften, die noch nicht juristische Personen waren, mit fast unbeschränkten Rechten ausgestattet. Ermahnte doch noch im Jahre 1839 das Bergamt einen Essener Oberschichtmeister, daß er „nicht mehr als nötig Anschnittsbogen gebrauchen und unbeschrieben lassen und überhaupt möglichste Sparsamkeit im Papier eintreten lassen“ möge.

Daß mit einer derartig entwickelten staatlichen Betriebsfürsorge eine entsprechende Verantwortlichkeit der Bergbeamten verbunden war, ist selbstverständlich. Nicht alle diese Beamten waren den immer schwieriger werdenden Aufgaben gewachsen.

Für den Ruhrbergbau gab es zwei dem Oberbergamt in Dortmund unterstellte Bergämter, das Märkische in Bochum, 1738 eröffnet und, nach mancherlei Wanderschaften, 1815, bei Wiederherstellung der preussischen Herrschaft, nach dort zurückgekehrt, und das Essen-Werdensche Bergamt, nach Erwerb der fürstlichen Abteien Essen und Werden durch Preußen im Jahre 1803 errichtet.

Die Leitung des Bergamts hatte ein Direktor, dem ein Justitiar, als bergmännische Mitglieder die Bergmeister und die königlichen Markscheider unterstanden. Jeder Bergmeister hatte seinen „Bergmeistersprengel“ zu verwalten, und es standen ihm mehrere königliche Revierbeamte zur Verfügung, Berggeschworene, auch Oberberggeschworene betitelt. Die Berggeschworenen kamen früher vielfach ohne besondere Vorbildung aus den am Bergbau interessierten Gewerkerkreisen. Durch den Erlass vom 27. März 1839 wurde für das Amt des Berggeschworenen akademische Bildung ohne die Forderung der bestandenen Bergassessorprüfung vorgeschrieben.

Unter den Berggeschworenen standen behördlich angestellte Oberschichtmeister, in der Regel einer für jedes Geschworenenrevier. Sie wurden aus der Berggewerkschaftskasse, einer von den Gewerken zu finanzierenden Anstalt, besoldet. Eigentliche Grubenbeamte waren die Steiger und die Schichtmeister, deren Anstellung und Entlassung der Bergbehörde zukam, für deren Besoldung aber die einzelnen Zechen aufzukommen hatten. Die Anstellung als Steiger oder Schichtmeister setzte ursprünglich theoretische Kenntnisse nur in sehr geringem Maße voraus. Noch in der Kleve-Märkischen Bergordnung von 1766 hieß es nur: „Zu denen Steigern sollen Bergbauverständige Berg-Leute angenommen werden, welche ein gutes Zeugnis haben, mit der Arbeit auf Erzen oder Kohlen und Gestein wohl umzugehen wissen und die Zimmerung, auch Kunst- und Pumpenwerk verstehen.“

Die Bergbehörde war sich seit langem der Notwendigkeit bewußt, für den Bergbau geschulte Steiger heranzubilden. In der auch sonst sehr bedeutsamen Instruktion des Märkischen Bergamts vom 24. Mai 1783 wurde bereits gesagt:

„Anziehen geschickter Leute und derselben Unterricht pp. Examina und Praemien werden besonders empfohlen.“

Da ferner kein Bergbau ohne tüchtige Leute zu haben geführt werden kann, so muß das Berg-Amt sorgfältig dahin sehen, daß die Werke überall mit geschickten und erfahrenen Bergleuten, auch mit dergleichen Steigern und Schichtmeistern besetzt werden, und wo es daran fehlet, dieselben von auswärts zu erhalten, in der Folge aber selbst anzuziehen suchen.

Zu Erhaltung des letzteren Endzwecks ist es nötig:

- a) daß die Kinder der Bergleute zur Schule gehalten, und im Lesen, Rechnen und Schreiben gut unterrichtet werden, zu welchem Ende das Berg-Amt, wenn es der Zustand der Knappschafts-Casse erlaubt, die sehr dürftigen, durch Bezahlung des Schulgeldes und Anschaffung der Schulbücher zu unterstützen, überhaupt aber, hierauf alle mögliche Attention zu verwenden und wie es ratione des Unterrichts der Berg-Männischen Jugend bisher gehalten und eingerichtet worden, zu berichten hat,
- b) ist das Berg-Amt verbunden, die gegenwärtigen Steiger, die jungen Burschen, in denen sie genie finden, durch die Ober- und Revier-Geschworene in der Kenntniß der Gebürge, im Zeichnen, Markscheiden und in denen Principiis des Berg-Baues und Hütten-Wesens, unterrichten zu lassen, auch dergleichen Leute dem Markscheider, wenn er in die Reviere zieht, besonders zur Hülfe zu geben. Und damit das Berg-Amt unterrichtet sey: ob Lehrer und auch Lernende ihre Schuldigkeit thun, so muß besonders der Director bey den Special-Versammlungen sich diese Leute durch die Revier-Bediente vorzeigen lassen, Prüfungen anstellen und die Fleißigen und Aufmerkamen durch kleine Praemien zu ermuntern suchen, als weshalb das Berg-Amt einen Fond von 12 Rthr. aus dem Extraordinario des Berg Zehend Etats, dazu auf den Etat zu bringen, auch auf deren Beförderung besonders Bedacht zu nehmen hat.“

In Verfolg der bergbehördlichen Wünsche entstand im Jahre 1816 die Bochumer Bergschule.

Durch den Erlass vom 27. März 1839 wurden für das Ausbildungswesen der Steiger und für die Aufstiegsmöglichkeiten des Bergmanns ganz bestimmte Richtlinien gegeben:

„Die fähigen jungen Leute aus dem Stande der Arbeiter erhalten durch die Berg- und Werkschulen Gelegenheit zu einer praktischen Ausbildung. Aus denselben werden die Grubenbeamten (Steiger), die Aufseher auf den Hüttenwerken (Obermeister, Werkmeister) und Salinen (Gradier-Siedemeister) ausgewählt, welche bei gehöriger Qualifikation zu den Stellen der Revierbeamten (Obersteiger, Geschworene) aufrücken können. Über die Befähigung derselben entscheiden die bisher bei den Bergschulen und Werkschulen eingeführten Prüfungen und hauptsächlich das Urtheil der Berg-, Hütten- und Salzämter über ihre praktische Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit. In besonderen Fällen stellen die Berg-, Hütten- und Salzämter ein vollständig motiviertes Attest über diese Qualifikation aus.“

Es ist angesichts so mancher Bestrebungen unserer Zeit sicher bemerkenswert, daß durch diese Richtlinien, die dem Bergknappen die Bahn bis zum Berggeschworenen freimachten, eine wirklich vorzügliche bergmännische Ausbildung im praktischen Betrieb und auf Fachschulen gewährleistet war.

W. Bacmeister.



Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft Zeche Hansa
Wir überreichen dem Hauer

Dortmund-
Stückkarte,
d.

nach bestandener Prüfung und erlangtem Hauerchein dieses Blatt als
Urkunde für eine jährige erfolgreiche Ausbildung als Bergjungmann.

Der Direktor

Kunstblätter als Leistungsurkunden in der bergmännischen Berufsausbildung.

Von Fr. Senft, Hamborn.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern haben Wesen und innere Haltung der Gemeinschaft wie des einzelnen in Symbolen ihren bildhaften Ausdruck gefunden, in Flaggen, Wappen, Gewerbe- und Hauszeichen usw. Es handelt sich dabei um mehr als um Auserkennungen; das Symbol ist ein Bekenntnis und hat als solches verpflichtenden Charakter. Es mahnt zur Treue gegenüber der Gemeinschaft, zur Einsatzbereitschaft und zur Ehrenhaftigkeit; es verkörpert für seinen Träger die Überlieferung, der er verhaftet ist und die er fortzusetzen hat. Die Mißachtung solcher Sinnbilder ist immer ein Zeichen des Niedergangs, der Auflösung der Bande, die ein Volk, eine Partei, eine Berufs- oder sonstige Vereinigung, eine Familie umschließen.

Unsere Zeit hat das Symbol wieder zu Ehren gebracht. Wir haben uns erinnert, daß z. B. die Blütezeit der mittelalterlichen Zünfte zugleich die Zeit des Höchststandes deutscher handwerklicher Leistung war. Darum suchen wir, was an diesen, später erstarrten, Formen in der Gegenwart noch lebens- und wirkungsfähig sein kann, zu erwecken und mit neuem Geiste zu erfüllen.

Im Bergmannsstande konnte sich dank der Eigenart des Berufes und einer in mancherlei Vorrechten begründeten Abgeschlossenheit das überlieferte Brauchtum am längsten lebendig erhalten. Erst durch den Zustrom bergfremder Arbeitskräfte zum Steinkohlenbergbau wurde diese Tradition zeitweilig unterbrochen. Sie ist aber wieder im Werden, seit der stürmische Aufschwung einem ruhigeren Zeitmaß gewichen ist. Ganz besonders trägt die Ordnung der bergmännischen Berufsausbildung zur Erneuerung des Standesbewußtseins bei. Der Bergmann ist heute nicht mehr angelesener Arbeiter, sondern ein vielseitig ausgebildeter Handwerker mit hochwertigen Leistungen. Damit war die Grundlage gegeben, auf der Berufsstolz und Berufsehre neu erstehen konnten.

Es bedeutet eine wesentliche Stärkung der Bindungen an Beruf und Werk, wenn dem Gefolgschaftsmitglied nicht lediglich durch eine nüchterne Bescheinigung bestätigt wird, daß er eine Strecke des bergmännischen Werdegangs zurückgelegt hat, sondern wenn diese Wegemarken in ähnlicher Weise, wie es jetzt wieder im Handwerk üblich ist, durch die Überreichung einer Urkunde in feierlicher Form als bedeutungsvoll



Gelsenkirchener Bergwerks A.G. Zeche Bruchstrasse.

Wir überreichen dem Hauer

Bochum Langendreeer den,

nach bestandener Prüfung und erlangtem Hauerschein diese Urkunde

Der Führer des Betriebes

herausgestellt werden. Das gilt in erster Linie für die Hauerprüfung als den Abschluß der eigentlichen Berufsausbildung. Dem Ansehen des Bergbaues entspricht es, daß namhafte Künstler mit der Ausführung der Erinnerungsblätter beauftragt wurden. So entstanden wirkliche Kunstwerke, die in überzeugender Sprache das Lob des Bergmannsberufes künden und ihren Besitzern als wertvoller Schmuck ihres Heimes dauernde Freude bereiten.

Aus der Bestimmung der Blätter für ihren besonderen Zweck, dem sich der Inhalt anpassen muß, ergibt sich eine gewisse Beschränkung der Bewegungsfreiheit des ausführenden Künstlers. Es ist nämlich wesentlich, daß der Bergmann zu dem Gegenstand der Urkunde starke persönliche Beziehungen hat. Daher liegt es am nächsten, eine Darstellung der Arbeitsstätte, im allgemeinen also der Beschäftigungszeche, zu wählen. Ein unwirkliches, lediglich aus der Vorstellung des Künstlers geschaffenes Zechenbild würde dieser persönlichen Note entbehren und dem Besitzer weniger Freude machen. Das gleiche gilt, sofern nicht, wie in dem dargestellten Ortsältestendiplom, der leitende Gedanke eine Ausnahme erfordert, von der Darstellung der bergmännischen Arbeitsverrichtungen unter Tage, die ja durchweg für alle Grubenbetriebe die gleichen sind.

Diese Gründe haben größere Bergwerksgesellschaften veranlaßt, für jede ihrer Zechen ein eigenes Kunstblatt herstellen zu lassen. Die Übereinstimmung im Vorwurf braucht durchaus keine Einformigkeit zur Folge zu haben; denn abgesehen davon, daß jede Schachfanlage ihr eigenes Gepräge trägt, geben die Auffassung des Künstlers und die angewandte Technik jedem Blatte seine Eigenart. Als Beispiele dafür bringen wir in den Abbildungen eine kleine Auswahl der Diplome, welche die Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G. ihren Gefolgschaftsmit-

gliedern nach dem Abschluß der planmäßigen Berufsausbildung überreichen läßt. Freilich vermag die verkleinerte Wiedergabe die Feinheiten der Kunstblätter, die etwa die Größe 50×40 cm haben, nur zum kleinen Teil zu zeigen. Es ist aber auch nicht beabsichtigt, den künstlerischen Wert der Urkunden gegeneinander abzuwägen; ebensowenig soll durch die hier getroffene Wahl ein Werturteil gegenüber den übrigen Urkunden gefällt werden.

Von kraftvoller Wirkung in dem starken Gegensatz von Hell und Dunkel ist die Radierung „Zeche Bruchstraße“ (Bergbaugruppe Bochum) von J. Steib, Berlin. Der Künstler hat seinen Standpunkt so gewählt, daß man alle wesentlichen Teile der Anlage überblickt. Die Fördergerüste im Hintergrunde links und der Kokskohlenfüllturm weiter vorn rechts stellen die Verbindung mit den hohen Schornsteinen das Gleichgewicht des bildmäßigen Aufbaus her. Die Zeichnung ist leicht und flüchtig; nicht auf die genaue Darstellung jeder Einzelheit kam es dem Künstler an, sondern auf die Gesamtwirkung. Die Formen der Anlage, der Wechsel von Licht und Schatten, der Himmel mit seinen Rauchfahnen vereinigen sich zu einem fein abgewogenen Stimmungsbild der Industrie, die auch ihre Schönheit hat für den, der zu sehen versteht.

Ganz anders wirkt die Darstellung der Zeche „Pluto“ (Bergbaugruppe Gelsenkirchen) von Bruno Viefelheldt, die im Original in sepiabraunem Ton gehalten ist. Hier meinen wir etwas von dem Zug zur Bestimmtheit und Genauigkeit der Form zu spüren, die aller Technik eigen ist. Es gab eine Zeit, in der man darüber stritt, ob die Photographie berufen sei, die Griffelkunst zu ersetzen; heute sehen wir klar die Vorzüge, aber auch die Grenzen des Lichtbildes. Unser



HAUER-URKUNDE

für

nach erfolgreicher bergmännischer Ausbildung.
GELSENKIRCHENER BERGWERKS A.G.
ZECHÉ PLUTO



Federzeichnung von W. H. Demmler.

Hauerurkunde der Gruppe Hamborn der Selsenkirchener Bergwerks AG.

Blatt zeigt, wieviel der Künstler auch bei größter Sachlichkeit der Darstellung von seinem Geist und seiner Kraft in die Zeichnung hineinlegt.

Von dem bekannten Essener Kunstmaler Hermann Kätelhön stammt die Ansicht der Zeche „Minister Stein“ (Bergbaugruppe Dortmund). Kätelhön wählt seine Stoffe mit Vorliebe aus dem Lebenskreise des Ruhrbergmanns, in dessen Welt er so tief eingedrungen ist wie selten einer. Diese Fähigkeit der Einfühlung, verbunden mit vollkommener Beherrschung der Technik, verleiht seinen Werken Echtheit und Innerlichkeit. Auch das hier wiedergegebene Blatt beweist die Meisterschaft des Künstlers. Im Mittelpunkt steht der massive Förderturm, dessen Form von der gewohnten des Fördergerüstes stark abweicht und dieser neuzeitlichen Großschachanlage ihr besonderes Gesicht gibt. Dagegen treten die übrigen Anlagen zurück; Rauch und Dampfschwaden lassen sie zum Teil nur in ihren Umrissen erkennen. Bei aller Sorgfalt, mit der z. B. die Einzelheiten des Vordergrundes behandelt sind, fehlt nicht die große Linie, die das Ganze zu einer wirkungsvollen Einheit zusammenfaßt.

Handelte es sich bei diesen drei Hauerurkunden um Radierungen, so sind die Erinnerungsblätter der Gruppe Hamborn Federzeichnungen, die der Düsseldorfer Maler Wilhelm Demmler entworfen hat. Die Darstellung der am Rhein gelegenen Schachanlage „Beckerwerth“ bietet von einem erhöhten Standpunkt aus ein Gesamtbild des Betriebes. Vor allem fallen die ausgedehnten Grünanlagen auf, ein Zeichen dafür, daß der Steinkohlenbergbau, der so oft als rau und schmutzig verschrien wird, dem Gedanken „Schönheit der Arbeit“ nach Möglichkeit Rechnung trägt. Über der Landschaft dehnt sich die unermessliche Weite des niederrheinischen Himmels.

In ganz anderer Weise hat Georg Cluyterman v.

Langeweyde mit dem Diplom der Zeche „Hansa“ (Bergbaugruppe Dortmund) seine Aufgabe gelöst. Ihm dienen die Zechenanlagen nur als Hintergrund, gegen den die Gestalten zweier Bergleute gestellt sind, die zur Schicht gehen. Es sind Menschen, wie sie uns im Ruhrgebiet begegnen, vom Künstler liebevoll, schlicht und ehrlich dargestellt. Besonders der jüngere Bergmann, der den versonnenen Blick in die Ferne richtet, ist in Haltung und Ausdruck meisterhaft gelungen.

Bei der Gruppe Hamborn erhalten auch die Teilnehmer der Ortsältestenlehrgänge, sofern sie den gesamten bergmännischen Ausbildungsgang ordnungsmäßig durchlaufen haben, ein Erinnerungsblatt, dessen Ausführung gleichfalls W. Demmler übertragen wurde. Da den Ortsältesten aller Schachanlagen der Gruppe das gleiche Diplom überreicht wird, erhielt der Künstler die Aufgabe, den Ortsältesten in seiner verantwortungsvollen Arbeit zu zeigen, also nicht nur den Mann, sondern vor allem auch sein Schaffen zur Geltung zu bringen. Weil somit für die Gestaltung andere Gesichtspunkte maßgebend waren als bei unseren Hauerurkunden, sei das Ortsältestendiplom etwas eingehender besprochen.

Das bergmännisch geschulte Auge wird zunächst kritisch das Bergtechnische der Zeichnung prüfen. Wir blicken in eine Sohlenstrecke im Flöz Sonnenschein in der vierten östlichen Abteilung der Schachanlage Friedrich Thyssen 4/8. Im Hintergrunde sehen wir das etwa 1,10 m mächtige Flöz, dessen Hangendes und Liegendes aus Sandstein besteht. In einer Weite von 3,50 m und einer Höhe von 2,50 m wird die Sohlenstrecke für den nachfolgenden Streb aufgefahren und dabei so viel Unterdaum mitgenommen, daß für die aus dem Bahnbruch anfallenden Berge und für eine Wetterröschle Platz ist. Am Betriebspunkt herrscht musterhafte Ordnung. Die Stöße sind durch Holzpfeiler und Trockenmauern in gleichmäßigem Wechsel gesichert; auf den Holzpfeilern ruhen die

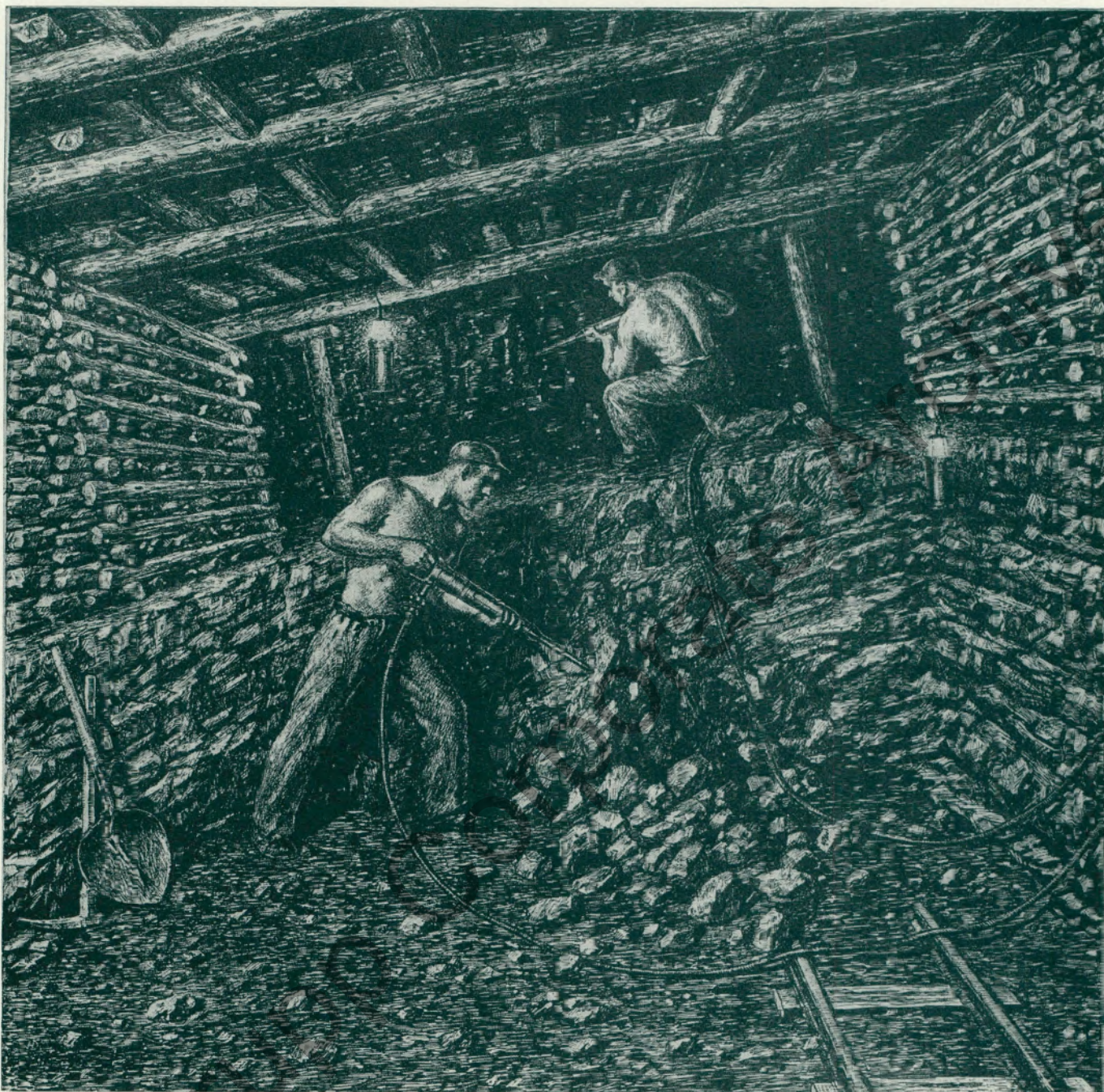


GEISENKIRCHENER BERGWERKS A.G. ZEHE MINISTERSTEIN
Wir überreichen dem Hauer

nach bestandener Prüfung und erlangtem Hauer-
schein dieses Blatt als Urkunde für eine ____ jährige
erfolgreiche Ausbildung als Bergjungmann.

DORTMUND-EVING-
DEN _____

DER DIREKTOR

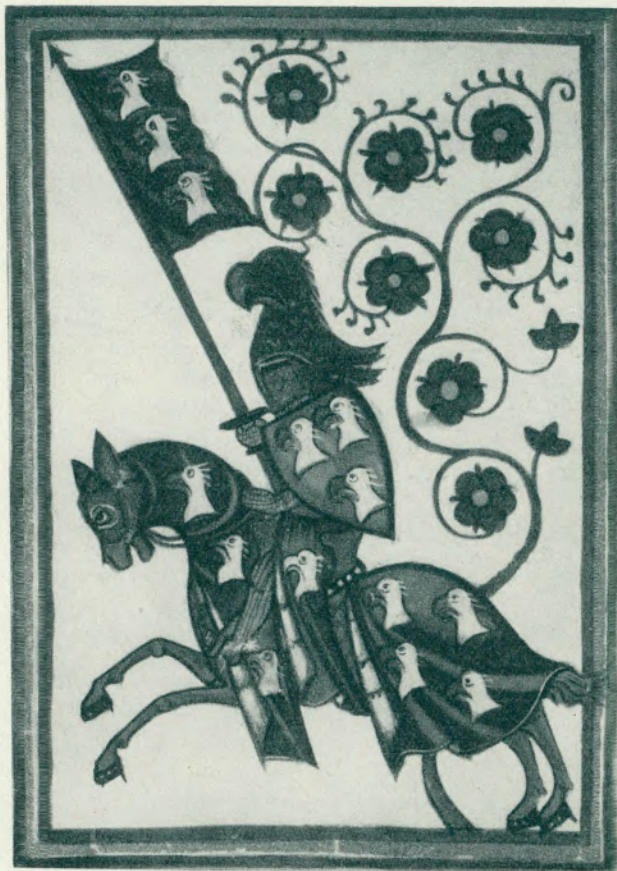


Erinnerungsblatt für die Teilnehmer an den Ortsältestenlehrgängen
der Gelsenkirchener Bergwerks A.G. Gruppe Hamburg.

Rappen des Ausbaues, der als Verzug starke Halbhölzer trägt. Gegen Steir- und Kohlenfall durch Stempel mit Kopfhölzern geschützt, beginnt der Ortsälteste eben damit, die Kohle mit dem Abbauharnier so weit herauszunehmen, bis der neue Bahnbruch freigelegt ist. Den ihm beigegebenen Lehrbauer sehen wir damit beschäftigt, die von den letzten Bahnradschüssen „angestossenen“ Gesteinslagen des Liegenden heranzuholen, teils aus Gründen der Sicherheit, teils um für die nächsten Bohrflöcher gute Ansatzpunkte zu haben. Seine Tätigkeit läßt erkennen, daß er von dem Ortsältesten bereits zu selbständiger Arbeit angeleitet worden ist. Es ist gute, saubere Arbeit, die der Ortsälteste hier geleistet hat. Sie verrät den tüchtigen Fachmann, dessen Stolz es ist, daß an seinem Beitragspunkt alles reibungslos und unfallsicher abläuft. Die kräftigen Gestalten, deren nackte Oberkörper sich im Licht der Grubenlampen wirkungsvoll aus dem Dunkel herausheben, versinnbildlichen die Schwere der Arbeit, zeugen aber

auch in Haltung und Bewegung von Tatkraft und Leistungswillen. In der sich ergänzenden Zusammenarbeit offenbart sich die gute Kameradschaft, die eine der Grundlagen des bergmännischen Charakters bildet. —

Es ist fast vier Jahrzehnte her, da sagte ein Mann, der sich damals in dem Kampfe gegen die Veräußerlichung unserer Kultur große Verdienste erworben hat: „Wenn sich die Kunst und die Maschine, beide als lebendig gedacht, eines Tages begegnen, grüßen sie sich nur gerade eben wie zwei Leute, deren ganzer Lebenszweck verschieden ist und deren Bekanntschaft aller inneren Wärme entbehrt.“ Aber er führte in seinem Vortrage weiter aus, daß dieser Gruß kein richtiges Abbild der gegenseitigen Beziehungen von Kunst und Industrie sei. Für uns liegt hier kein Problem mehr; Technik und Kunst ergänzen und befruchten einander. Auch dafür sind die Urkunden in der bergmännischen Berufsausbildung beredte Zeugnisse.



Herr Hartmann von der Aue.

Farbige ganzseitige Bildtafeln aus dem Inselbuch „Die Minnesänger in Bildern der Manessischen Handschrift“.



Herr Walthar von Klingen.

Goldene Früchte in silbernen Schalen.

Das „Kleine Buch“ hat sich in den letzten Jahrzehnten den Büchermarkt und — noch schönerer Sieg — die Herzen aller Bücherfreunde erobert; es ist nicht mehr fortzudenken aus den festlichen und stillen Stunden unseres Lebens, in denen wir uns zu dem seit einem Jahrtausend in unendlicher Vielfalt und unvergänglicher Schöpfung aufblühenden deutschen Schrifttum hingezogen fühlen.

Die wenigsten von uns haben Zeit und Muße, aus vielbändigen gesammelten Werken das für sie gerade Wertvolle und Bedeutsame herauszufinden, und doch tragen wir alle die Sehnsucht in uns, mit dem Erhabenen und Lieblichen, dem Ernstern und Heiteren, das je gedacht und gedichtet wurde, durch das geschriebene Wort verbunden zu sein.

Diese Sehnsucht versuchen alle deutschen Kleinbuchreihen zu erfüllen; sie wollen die Tore öffnen zum Verständnis der großen Denker und Dichter, indem sie ausgewählte Stücke und Abschnitte aus bekannten und auch unbekanntem Werken der großen Meister unserer deutschen Sprache bringen. Daß dabei neben dem Inhalt auch die Form nicht zu kurz kommt, sondern — goldene Früchte in silbernen Schalen — die Ausstattung der meisten Buchreihen den Umgang mit ihnen zu einem ungetrübten Genuß macht, bedeutet doppelte Freude.

Wir beabsichtigen, einige besonders wertvolle Kleinbuchreihen ausführlicher zu besprechen. Wir wollen ihren Verschiedenheiten, ihrem Charakter, ihrer „Persönlichkeit“ nachgehen und den Wert ihrer selbstgestellten Aufgabe für unsere Lage zu erkennen versuchen. Mit dem schönen Aufsatz, durch den der inzwischen verstorbene Dichter Rudolf G. Binding 1937 die „Inselbücherei“ ehrte, sei dieses Vorhaben heute begonnen. In zwangloser Folge werden sich in den nächsten Hefen Aufsätze über andere wertvolle Kleinbuchreihen anschließen.

Die Insel-Bücherei.

Von Rudolf G. Binding †.

Fünfundzwanzig Jahre sind es jetzt, seit die ersten Bändchen der lichtbarsten und augenfälligsten Bücherei, die jemals in Deutschland sich eingelüftet hat, den Buchhändlern in die Läden und den Lesern in die Stuben drangen. Sie kamen wie bunte Schwalben aus einem fremden und, man möchte fast sagen, fröhlichen Land. Sie kamen in bunten, leuchtenden, nie gesehenen Papieren mit herrlichen starken oder auch anmutigen Mustern. Sie waren nicht laut und aufdringlich, sondern leicht und eindringlich. Bald saßen oder lagen sie einzeln oder in Gruppen — es waren im ersten Jahr ihres Erscheinens etwa fünfundzwanzig dieser Neulinge — in den Schaufenstern aller Buchhandlungen und zogen die Neugierde der ersten Käufer auf sich. Nichts hatte sie angekündigt.

Sie kamen aus heiterem Himmel, aber nicht als Gewitter, sondern wahrhaft als ein heiteres Geschenk, als ein guter Einfall, als eine Lebenswürdigkeit — mochten sie noch so ernstern oder erhabenen, mochten sie frommen oder scherzenden, mochten sie des treuherzigsten oder des tief-sinnigsten Inhalts sein.

Denn sie wollen es selbst nicht leugnen: ihr Äußeres, ihr bestimmtes und doch so ganz ehrliches und ungeschminktes Auftreten, ihr lebenswürdiges Kleid, ihr hübscher Anblick machten sie beliebt wie hübsche Kinder, noch bevor man ihrem Seelchen sozusagen zu Leibe ging. Sie waren kleine himmlische Geschenke — eins wie das andere — und wollten es sein.

Meint man, damit würde kein Geheimnis verraten? — Glaubt man, hiermit sei nicht viel gesagt? — Damit wird das erste, das größte, das noch jetzt waltende — neben anderen waltende —, wird das unmaßnahlichste, das glücklichste und geradezu geniale Geheimnis der Einführung und des märchenhaften Aufstiegs jener Bäckerei verraten, die das deutsche Volk nun fünfundsiebenzig Jahre besitzt und liebt als

die Insel-Bäckerei.

Denn was geschah? — Dies Buch, das Buch dieser Bäckerei, schenkte jeder jedem. Es schenkte der Bruder der Schwester, schenkte der Freund dem Freunde, schenkte der Bräutigam der Braut, schenkte der Besuch dem Kranken, schenkte der Schüler dem Mitschüler, schenkte der Sohn der Mutter, schenkte der Deutsche im Lande dem Deutschen über See, schenkte bald — da der Krieg uns in die Gräben und Unterstände, in die Lazarette und fremden Quartiere warf — der Kamerad dem Kameraden dort draußen: und wir waren Millionen. Viele Hunderttausende dieser leichten Wesen wurden zu eigenem Besitz gekauft, aber viele Millionen von ihnen wurden Geschenke für Millionen. Sie waren leicht. Sie waren handlich. Sie waren ehrlich. Sie waren billig. Sie waren köstlich. Sie waren bekömmlich. Sie waren oft wie kleine Entdeckungen von Wohlgeschmack, von Wohlthat, von Süße, von Herrlichkeit, von Kraft, von Stolz, von Beispiel und Vorbild, auf die einer zitternd vor Glück stieß, um sie anderen mitzuteilen — glücklich nun seines Geschenkes.

Sie aber, außer mit ihrem Gewande, machten vorerst nichts von sich her. Die kleinen weißen aufgeklebten Schildchen mit der einfachen Umrandung zeigten einen gedruckten Titel — kein einziger war gezeichnet — und zu dem Titel nur die Nummer des Buchs in der nun immer steigenden Zahl innerhalb der Reihe der Bäckerei. Das war die ganze Vorstellung. Kein Buchschmuck, kein Bildchen, keine Kunst und kein Kunstgewerbe, keine Bauchrednerei auf Schleißen und Waschzetteln kam ihr zu Hilfe. Sie kosteten fünfzig Pfennig, diese ersten und alle folgenden Bände bis zum Krieg — und da waren sie.

Wer freilich die Bändchen aufschlug, das Buch sich öffnen hieß, gewahrte unter den bunten Decken das tiefere Geheimnis, gewahrte den Inhalt und die Pracht seiner Darbietung. Die edle Buchdruckerkunst wurde das erstmal für eine in großer Auflage herzustellende billige Bäckerei bemüht und angestrengt. Vornehme Schriften, neue und alte — ja manche neue unserer Zeit zum erstenmal —, kamen in der Insel-Bäckerei zur sinngemäßen Verwendung. Schwarz, klar, nach dem Charakter und der Eigenart der Texte ausgewählt, tadellos gesetzt, erschien die Schrift auf dem weißesten, dem bei weitem besten Papier, das bisher für große Bäckereien in Deutschland gewagt wurde. Die führenden Drucker und Setzer, die erfahrensten Druckfachverständigen und Schriftschneider Deutschlands waren beschäftigt, Schmuck, Poeschel, Kleukens, Behmer, Liemann und andere betrieben und betreuten. Einige frühere Drucker der Reihe wurden zudem — wie Perlen von besonders edlem Glanz in ein breit fließendes Band — von den damals berühmtesten Handpressen Deutschlands hergestellt.

Was aber wurde gedruckt? Was war der Plan der jungen Bäckerei? — Man möchte fast sagen: die Unendlichkeit. Es war der Mut, das Unendliche — den ewigen Vorrat sowohl wie die ewige Zeugung und Zukunft der Poesie, des Schrifttums und der gestaltenden geistigen Kräfte der Menschheit ins Auge zu fassen, nicht um ihn zu ewigem Niederschlag zu vereinigen und zu Staub einer gewaltigen Bäckerei werden zu lassen, sondern um ihn in unverwelklichen Blüten, einem lebendigen Strauß in die Hand und an das Herz deutscher Menschen zu legen.

Nicht die hohe Vernunft, sondern die Unbefangenheit, nicht das Gelüst, alles oder auch nur vieles zu umfassen, sondern der fröhliche Griff in die unermessliche Fülle pflückt den Strauß. So möchte man beinahe von einer sinnvollen Zufälligkeit als der treibenden Kraft bei der Zusammenkunft des Kostbaren, des Merkwürdigen, des Ewigen, des Neuen und Jungen auch, des Geistvollen, des Lustigen, des Ernstigen, des Eigenen wie des Fremden, des All- und Allbekannten wie des Niedergeschauten reden, was dann nach und nach in Gunst und Ungunst der Jahre sich eins zum anderen fand und zur Insel-Bäckerei wurde. Denn das Sinnvolle stellte sich dem die Fülle Überblickenden, das unerschöpfliche Gebiet Beherrschenden von selber ein, und was Zufall scheint, fiel darum doch nicht sinnlos oder wahllos dem schönen Plane zu, der den Mut hatte, sich dem Zufall, plötzlicher Eingebung, der Gelegenheiten, neuer Möglichkeiten, frischem Zugriff nie zu versagen.

Nie hat hier Not geherrscht, nie kann hier je Not herrschen. Nie ist in die Gemeinschaft dieser Bäckerei ein Autor aufgenommen worden, „damit er dabei sei“. Kein Lückenbüßer, kein unzulänglicher Versuch, kein bloß berühmter Name über einem blassen oder mißglückten Werk, kein Verlegenheitsmanuskript brauchte erwartet oder erbeten zu werden.

Die Fülle des Aufzunehmenden war immer gleich groß, ja sie wuchs mit der Zeit, wuchs mit neuen Möglichkeiten der Herstellung, der farbigen Vielfältigkeit, der Vielfältigkeit überhaupt.

Aber streng und hoch ist die Grenze gezogen. Ja, sie sind Blüten des Straußes: die treuherzigen, kind-

lichen, frommen wie die kühnen, scharfsinnigen, witzigen, die ernstern wie die heiteren, die herben wie die anmutigen Werke menschlichen Geistes. Doch ist ein schmaler Grat der Auswahl betreten: der Grat des guten Geschmacks und höchsten Karats in geistigen Dingen. Gold aus den Seelen der Völker, Erdreich der Kraft, Flammen reiner Gefühle, Edelsteine des Geistes, Gewürze des inneren Lebens, Flügel weiter Gedanken, Raum und Boden unseres Geschicks sind hier, nach höchstem Maße gemessen, unserer Seele dargereicht.

Der unvergleichliche Reiz dieser Bäckerei, ja ihr eigentliches inneres Geheimnis, ihre Beliebtheit, ihre Eindringlichkeit liegen in ihrem freien, unbedenklichen Schöpfen aus der Fülle der Möglichkeiten. Nichts Schöneres und nichts Höheres vermöchte von ihr gesagt werden, als daß sie keinen Ehrgeiz weder an Vollständigkeit noch von Umgrenzung, weder von Universalität noch von eingebildeter Eigenheit und Besonderheit hat, daß sie vielmehr und ganz und gar — eine Liebhaberbäckerei ist. Diese Bücher sind zum Liebhaben ausgewählt, zum Liebhaben her-



Teufelsapfel mit Eulenschmetterling und Gottesanbeterin.

Farbige Bildtafel aus dem Inselband „Das kleine Buch der Tropenwunder“. Kolorierte Stiche von Maria Sibylla Merian (aus dem Jahre 1699).

gestellt. Sie kommen für Liebhaber des Schönen und Guten zur Welt, dargeboten von einem begnadeten, sicheren, unbedenklichen Liebenden, der sich seine eigene Bücherei nach seinem Herzen zusammenstellt: dem Insel-Verlag.

Es sagt nichts, daß hier in fünfundzwanzig Jahren sich fünfhundert Bändchen — nein: der Zählung nach vierhundertneundneunzig — bisher versammelt haben, daß ihren Hauptanteil an der Zahl und Bedeutung die deutsche Dichtung sowohl der Gegenwart wie der älteren und ältesten Zeit gewonnen hat, daß antikes und ausländisches Schrifttum in seinen köstlichsten unvergänglichen Blüten sich einslicht, daß Volksbücher, Märchen, Legenden, daß Briefe und Lebensgeschichten, daß die Geschichte, die Kunst, die Musik selbst, Philosophie, Religion, Naturwissenschaften ihr hohes und lebenserfüllendes Wort haben, daß farbige Bilder, unüberbietbare Nachbildungen farbiger Stiche und schönster Zeichnungen vielfach die kleinen Bücher zu Weiden des Herzens und der Augen gemacht haben. Ehe es nicht gelänge, einen in sie Verliebten sich vorzustellen, wie er mit ihnen umgeht, wie sie ihm immer wieder zur Hand, zu Schau und Nahrung sein müssen, würde man ihnen nicht gerecht.

Denn es gibt Dinge in dieser Bücherei, die so schön sind, daß man sich immer wieder sozusagen von ihrem Dasein überzeugen muß. Man überzeugt sich zu höherer Überzeugung.

Ein solcher Leser fände dann vielleicht unerwartet eine Einladung auch an ihn — und er griffe sich ans Herz —, denn er liest:

„Deutsche geliebte Landsleute, welches Reichs, welches Glaubens ihr seiet, tretet ein in die euch allen aufgetane Halle eurer angestammten, uralten Sprache, lernet und heiligt sie und haltet an ihr, eure Volkskraft und Dauer hängt in ihr. Noch reicht sie über den Rhein in das Elsaß bis nach Lothringen, über die Eider tief in Schleswig-Holstein, am Ostseegestade hin nach Riga und Reval, jenseits der Karpathen in Siebenbürgens altdakisches Gebiet. Auch zu euch, ihr ausgewanderten Deutschen, über das salzige Meer gelangen wird das Buch und euch wehmütige, liebevolle Gedanken an die Heimatsprache eingeben oder befestigen, mit der ihr zugleich unsere und euere Dichter hinüberzieht, wie die englischen und spanischen in Amerika ewig fortleben.“

Es sind aber die Schlussworte der Einleitung zum Deutschen Wörterbuch von Jacob Grimm, die der Leser gefunden hat; und da er sie nun gefunden hat, wird er kaum noch ohne sie leben wollen. Unzugänglich aber wie sie in dem nie endenden Werk der vielen schweren Bände dieses Wörterbuches sind, kann er nicht leicht hoffen, ihnen wieder zu begegnen außer in diesem Bändchen der Insel-Bücherei, wo sie ihm mit anderem Mitgeschauten „Über die deutsche Sprache“ geschenkt und anvertraut sind.

Oder man möchte sich nicht immer einmal wieder davon überzeugen — durch Augenschein — von dem wahrhaften, ahnungsvollen Wort, das da, schwarz auf weiß, in den „Liedern der alten Edda“ uns anspricht: „Laßt keinen daheim sitzen, der sein Schwert, die Wundenflamme, ziehen kann.“ Das Herz der Jünglinge wappnete sich mit den Worten, die dort dem Helden gelten: „Feurig war er zum Kampf, trüg zur Flucht,

ein fester Kern sein mutiges Herz.“ Wo wäre solches und anderes so sichtbar, so nahbar wie in der Reihe schöner Funde und Bestätigungen, die diese Bücherei uns zufallen läßt?

Da sind — zum Verlieben — „Die Singvögel des deutschen Waldes“ von der lebhaften, belehrenden, ewig jungen Wesensdarstellung und Beobachtung von Alfred Brehm — ein Büchlein voller Vogelstimmen sozusagen, voller Vogelgehüpf, Nesterbau und Waldgeheimnisse, zwischen der Lehre der Vogelsprache. Hier wird es, losgelöst aus dem wissenschaftlichen Werk und seiner Umfanglichkeit, uns zu vertrautem Miterleben in die Hand gespielt.

Die großen Zurechtsetzungen, Weisheiten, Wahrheiten, Unerbittlichkeiten werden jedem lesenden Deutschen zuteil, werden ihm aus den unübersehbaren Schatzkammern der Geisteswerke ins Licht seines Tages und in die Reichweite seines Arms gerückt, wenn Karl von Clausewitz, der größte soldatische Erzieher und Erzogene seines Volkes, sich „Vom Kriege“ also vernehmen läßt: „Der Krieg ist ein Akt der Gewalt, und es gibt in der Anwendung der Gewalt keine Grenzen“, oder „Indem der Krieg (seit Napoleon) wieder Sache des ganzen Volkes wurde, hat er sich seiner Natur, seiner absoluten Vollkommenheit sehr genähert“; oder wenn ihm Heinrich von Treitschke in seiner Darstellung des „Ordenslandes Preußen“ sagt: „Nicht die Jahre der Geschichte zähle, wer eines Volkes Alter messen will; sicherer zum Ziele führt ihn die tiefe Frage, welcher Teil der Vergangenheit noch als Geschichte in der Seele des Volkes lebendig ist“; oder wenn er von Leopold von Ranke mit dem einfachen Wort, das aller großen Forschung eigen ist, die Wahrheit über Zeit und Urzeit seines Volkes erfährt, indem er in seiner Darstellung „Deutscher Männer“ von Armin sagt: „Die erste greifbare, verständliche Gestalt der deutschen Urzeit“, und mit dem Stolz des Historikers hinzusetzt: „Keine Sage hat ihn durch populäre Ausschmückung der Geschichte entrückt; sie würde ihn den Blicken wieder verhüllt haben.“ Oder würde ein solcher Leser nicht immer von neuem jene Stelle im Bändchen der Briefe



Schwarzer Milan.

Farbige Bildtafel aus dem Inselband: „Das kleine Buch der Greife“.

von Adalbert Stifter aufschlagen und sich vor Augen halten mögen, wo dieser an Joseph Lürk (nach dem Kriege von 1866) schreibt: „Preußen riß Deutschland an sich, vielleicht reißt es einmal das Ganze an sich; dann wächst Deutschland dem Preußentum über das Haupt, es entsteht erst recht ein Deutschland, in welchem es auch eine Mark Brandenburg gibt. Wie es sei — Gott waltet gerecht, und Europa ist so leichtfertig geworden, daß es einer Züchtigung bedurfte, und die Züchtigung ist noch nicht aus.“ Dann mag sich solcher Leser wohl sagen: Dieser Österreicher — was ist das für ein Deutscher!

Aber der nämliche Leser findet dort auch zwischen den bunten Einbänden anderes, was ein Herz nährt und entzückt. Da ist das ungeahnt liebenswerte Bändchen „Schubert im Freundeskreis“, lauter Dokumente schönster Menschlichkeit, reinsten Künstlerturns; da ist ein kraftvolles „Bismarck-Brevier“, da ist das „Buch vom Tee“ des Japaners Kakuzo Okakura, eine Köstlichkeit, in der mehr und Schöneres von Menschen und Ländern des Fernen Ostens eingefangen und enthüllt ist, als in

Hundertern von Berichten, dicken Büchern und großmächtigen Schilderungen des Reisenden und Kenners; da sind die köstlichen und besterzählten Anekdoten von Friedrich dem Großen, in denen das Volk seinen König zu einem der Seinen machte, ihn mit einer höheren Krone krönend als der eines bloßen Königs. Wer kann das Wort Pflicht, den Inbegriff des Preussischen, je vergessen, wenn er aus Friedrichs Munde, der verwundet bei Torgau aus dem Feuer getragen wird, den um ihn besorgten wenigen Offizieren zuzurufen hört: „Auf mein Leben kommt es mir heute am wenigsten an. Lassen Sie uns unsere Pflicht tun. Wehe denen, die sie nicht tun.“

Heiter und hochgemut, mit dem süßen Schmerz wahren Volksliedtones in Liebe und Leid, klingen die „Gedichte und Sprüche“ Walthers von der Vogelweide auf; und es ist, als ob gerade diese hier gewählte Schrift, diese Anordnung, diese wenigen Anmerkungen und Erklärungen sie uns das erstmal ganz und uns gehörig in ihrem mittelhochdeutschen Wortlaut erschließen. Witzig und beißend, beglückend vom Augenblick eingegeben sind die „Ergötzlichen Predigten Jobst Sackmanns“ in hannoverscher Mundart: ein herzhaftes Kanzelgestuche und ein ganzer Kerl mit ehrlichem Herzen immer dahinter. Und wer möchte von Wilhelm Busch, so sehr er sich an der leicht zugänglichen „Frommen Helene“ und an dem unvermeidlichen Knaben, der, „wie alle Knaben, möchte einen Knaben gerne haben“, an anderer Stelle erfreuen mag, diese unzugänglicheren letzten Sprüche der Weisheit missen, die uns hier in „Schein und Sein“ hinterlassen sind? Ja, Meister Busch, es ist schon so und ist eine gute Bestätigung unseres Lebens, die uns erheben mag und es uns leichter tragen läßt: „Ein Onkel, der Gutes mitbringt, ist besser als eine Tante, die bloß Klavier spielt“, und: „Wo was wächst, gleich ist wer da, der's frißt“.

Dazu die großen Novellen der Weltliteratur! Selbst unbekannt oder wenig bekannte Meisterstücke werden plötzlich dem Leser sichtbar, als stieße er auf seinem Weg mit dem Fuß an einen Stein — und es ist ein Edelstein. Daß die schönsten Romane Fontanes, die schönsten Erzählungen und Novellen Gottfried Kellers, Conrad Ferdinand Meyers, Stifters, Storms auch hier gefunden werden, ist gewiß eine Selbstverständlichkeit. Aber es ist, als ob sie hier von neuem sichtbar würden — und sichtbar als anderswo.

So kann denn auch niemand sagen, daß nicht ähnliche, ja die gleichen Werte und Schönheiten in anderen Büchereien — wenigstens in vielen Stücken — ebenfalls zugänglich sind. Aber in gleicher Vollendung als Buch, in gleicher Fassung — wie man Edles faßt und bietet —, in gleicher Ehrung ihres Wertes im Äußeren wie im Inneren enthält sie wohl keine Bücherei der Welt.

Umnachahmlich jedoch, und ihr allein gehörig, sind die kleinen Wunder der Büchlein „mit farbigen Bildern“. Die Wiedergabe der vielfarbigen Bilder der „Manessischen Handschrift“ mit den Darstellungen der Minnesänger, „Das kleine Buch der Meereswunder“, „Das kleine Blumenbuch“, „Das kleine Schmetterlingsbuch“, „Das kleine Buch der Tropenwunder“, Kleists „Zerbrochener Krug“ mit den Bildern von Adolph Menzel und manche andere verdienen die Bezeichnung als Wunderwesen in der Reihe der Bändchen mit Jug und Recht. Farbe und Form, fast vergessen und seit langem nicht mehr gewagt im billigen Buch, vereinigen sich zur unschuldigsten, reinsten Augenweide, zu Wohltat und Entzücken. Die verschlossenen Schätze alter Stiche sind hier das erstmal für jedermann entsiegelt. Hier ist ans Licht gehoben im „Kleinen Buch der Tropenwunder“ das Kunstwerk handkolorierter Zeichnungen in Faksimilierung der Stiche, in denen eine deutsche Frau, Maria Sibylla Merian, um das Jahr 1700 in Surinam die Farben und Formen von Pflanzen und Insekten der Tropen festhielt.

Das Hauptgewicht ist dennoch dem eigentlichen Schrifttum der Nation vorbehalten, das im Besten und Schönsten sich erhält und in dieser Bücherei fortgeführt wird. Bild und Zeichnung nehmen dem Wort, dem Gedicht, dem Weistum, der Sprache nicht den Raum, der ihnen gebührt. Das Neue aber, Geist und Dichtung der Lebenden und unserer Zeit, gewinnt durch die Nähe der schönsten Denkmäler der Weltliteratur sein Maß. Es braucht sich neben ihm nicht zu schämen, noch ist es von ihnen unterdrückt oder beeinträchtigt.

Was wird die Zukunft für die Bücherei bringen? Sie ist jung und

scheint jung bleiben zu wollen. Sei es ein gutes Omen, daß wieder ein Lebender das neue Hundert der Bändchen und das neue Viertelhundert der Jahre beginnt. Es ist nur schön und berechtigt, daß Hans Carossa Gedichte als Tragstein der Zukunft die Nummer 500 führen werden. — Der Lesende, der Schenkende — diese beiden sind es, die mit uns ihnen entgegengehen werden mit dem Gruße im Herzen:

Willkommen die Kommenden!

Nach- und Schlußwort.

Von Walter Bauer.

Etwas Schöneres, als der im August 1938 gestorbene Dichter R. G. Binding in seiner hochgemuten Art zum Lobe der Inselbücherei in seinem Jubiläumsaufsatz sagte, kann hier, in diesen nachtragenden Zeilen, nicht gesagt werden. Der Wissende, der vom Geist Berührte und der Liebhaber des Schönen, in welcher Form es auch erscheine und ob es dem eigenen oder einem anderen Volk entstamme, haben darin auf eine unnachahmliche Weise das rühmende Wort.

Jener Aufsatz schloß mit dem Lob des fünfhundertsten Inselbuches, in dem die schönsten Gedichte von einem der edelsten Dichter unter den Lebenden, von Hans Carossa, vereinigt sein würden. Es ist erschienen, es hat seine Freunde gefunden wie jedes der vorhergehenden, und ihm ist bis heute über ein halbes Hundert anderer Inselbücher gefolgt, die den Grundsatz der Auswahl: das Edelste, das Schönste in erlebener Gestalt zu bringen, bestätigen und dieser Reihe den Rang der ersten unter den deutschen Kleinbüchereien wahren.

Daß Goethe darunter ist, dem der Inselverlag von jeher eine besondere Pflegstätte war, es kann nicht anders sein. Er erscheint mit dem „Westöstlichen Divan“, dieser herrlichen, weltoffenen und von geistigen Geheimnissen überfließenden Dichtung seines Alters, der „Pandora“, die mit zeitgenössischen Umritzzeichnungen geschmückt ist und vor allem, als einer der jüngsten Hände dieses Jahres, mit einer Auswahl seiner Handzeichnungen, in denen Goethes Leidenschaft, die Natur zu erfassen, das Liebhaberische überwindet. Er ist der Fürst im weiten Reiche der Dichtung, das die Verwalter der Inselbücherei mit sorgsamem Auge ständig prüfen, um das Lebendige wirksam zu machen, und zumal das Reich der deutschen Dichtung. Die Erzählung von „Kudrun“ aus grauer Vorzeit findet sich neben den großgearteten Gedichten Schillers, einem Luther-Brevier, und die schöne Erzählung „Bergkristall“ von Adalbert Stifter steht unter dem alten Titel „Der Heilige Abend“ bei den Aphorismen von Marie von Ebner-Eschenbach, in denen Weisheit und Güte leben. Sammlungen von Briefen großer Deutscher als von den reinsten Seelenbildnissen gewesener Meister der Dichtung und des Lebens gewahren wir in wachsender Zahl: die erfreuenden, ein wenig kauzigen Briefe von Gottfried Keller haben sich zu den von Heiterkeit und Einsicht ins Leben erfüllten Briefen Mozarts gesellt, und Hölderlins Klage und Aufschwung ertönt zart-mächtig daneben.

Auch die Zeitgenossen unter den Dichtern kommen zu Wort, bewährte Erzähler wie Zimmermans, Waggerl, Reinhold Schneider, Gertrud von Le Fort. Aber auf das schönste wird in den nach dem fünfhundertsten erschienenen Bänden der Plan der kleinen Bildwerke weitergeführt, die, von Fachgelehrten eingeleitet, das edelste Gut aus der Kunst der Völker bringen. Welcher wäre der schönste? Die Zeichnungen von Holbein mit ihrer silbrigen Kühle, die Sibyllen und Propheten aus der Sirtinischen Kapelle von Michelangelo (die eine literarische Ergänzung in der Lebensgeschichte Michelangelos von Condivi, einem der letzten Bände, erhalten), die Bildbücher der Dome von Naumburg und Bamberg oder die holdselige Schönheit der Gestalten Riemenschneders oder das Bändchen mit den meisterlichen Holzschnitten des Japaners Hokusai vom Fujijama? Von den lebenden Künstlern ist dem Bildhauer Georg Kolbe ein schönes Bändchen gewidmet.

Wundert man sich, daß in diesen Sätzen, in denen aus der Fülle nur wenig angedeutet sein kann, das Wort „schön“ immer wiederkehrt? Ja, es ist nicht anders — alle diese Bücher sind wahrhaft schön; sie erfreuen und bereichern den Leser und den Betrachter — und dies für immer —: die reizenden Bände von den Edelsteinen, den Pilzen und Greifen sowohl wie Pindars olympische Hymnen oder die edle Übertragung Bindings von der Rede Perikles' für die Gefallenen, mit der die Inselbücherei das Vergangene ergreifend an das Gegenwärtige anschließt.

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortlicher Hauptschriftleiter W. Debus.

Schriftleitung: Düsseldorf, Reichsstraße 20. — Fernsprecher: Düsseldorf 102 31. — Druck: A. Bagel, Düsseldorf.